

Clarissa Hyde

Folge 26

**Der
Toten
beschwörer**

Thorsten Roth

Thorsten Roth

Der Totenbeschwörer (Teil 1)

Clarissa Hyde Nr. 26

Inhaltsverzeichnis

[Der Totenbeschwörer \(Teil 1\)](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

DER TOTENBESCHWÖRER (TEIL 1)

Es war nicht wirklich dunkel, stattdessen war alles in ein seltsames, graues Licht getaucht, das depressiv veranlagten Personen sicherlich aufs Gemüt schlagen würde. Umgeben war die Szenerie von einem völlig undurchsichtigen Nebel, der sogar zu leben schien, denn ab und zu waren Schreie aus ihm zu hören. Dazu kam diese unglaublich schwüle Luft mit einer Luftfeuchtigkeit, die so hoch war, dass ein Mensch dabei nicht längere Zeit überleben konnte.

Das war auch kein Problem, denn die Wesen, die sich an diesem unheilvollen Ort treffen wollten, die waren keine Menschen. Es waren Dämonen, und nicht gerade unwichtige.

Als erstes erschien Rufus, die rechte Hand des Teufels. Wie fast immer trug er einen roten Umhang und wirkte damit ein wenig wie ein Vampir aus den Filmen über den Grafen Dracula. Seine gebieterische Haltung und Ausstrahlung verstärkte diesen Eindruck noch.

Umgeben war er von einer bläulichen Aura, die so etwas wie sein Markenzeichen war. Diesmal wirkte er etwas irritiert, denn außer ihm war noch niemand da. Etwas ungehalten trat er mit dem Fuß auf, eigentlich ließ man ihn, den Herrscher über die Vorhölle, nicht warten.

Plötzlich begann die Luft vor ihm zu flimmern, dort materialisierte sich jemand. Es war Yezinda, seine erste Hexe und Dienerin.

„Mein Meister, da bin ich.“

„Du bist spät dran, das liebe ich nicht“, war die Antwort, die eigentlich noch unfreundlicher gedacht war, als sie letztendlich klang, denn zu positiven Gefühlen war Rufus eigentlich gar nicht fähig.

„Verzeiht mir, mein Meister, ich habe mir Gedanken über einen Plan gemacht und vorher noch ein paar Vorbedingungen überprüft. Dies hat etwas länger als erwartet gedauert, doch du wirst zufrieden mit mir sein.“

„Dann sprich, was gibt es Neues!“

„Später, mein Herr, erst sollten wir uns anhören, was Eaglus von uns will.“

„Was kann dieser Vogelmensch schon von uns wollen, dieser machthungrige

Günstling der Tierdämonen?“

Rufus wollte gerade noch mehr unfreundliche Dinge über den anderen sagen, als die beiden Höllenwesen eine etwas piepsige Stimme aus dem grauen Nebel hörten.

„Überlege dir gut, was du über mich sagst, Rufus, der Nebel hier hat 1000 Ohren.“

„Und wenn schon, Eaglus, ich kann denken, was ich will, und sagen, was ich denke. Wenn es dir nicht passt, kannst du ja wieder verschwinden.“

„Du solltest nicht so mit mir sprechen, schließlich gehören wir beide zu der gleichen Seite, nicht wahr?“

Rufus antwortete nicht sofort, sondern wartete einen Augenblick, bis der geheimnisvolle Sprecher aus dem Nebel herausgetreten und somit für alle Beteiligten zu sehen war.

Eaglus war, wie sein Name schon sagt, ein Adler, oder besser eine Mischung aus Adler und Mensch. Sein Körper war der eines Menschen, aber ganz mit Federn überwachsen, so dass man auch kein Geschlecht feststellen konnte. Doch wo bei einem Menschen das Gesicht saß, da hatte Eaglus einen Adlerkopf, etwas vergrößert, so dass auch die Dimensionen zwischen Kopf und Körper wieder passten. Hervorstechend war der lange, spitze Schnabel, der zu einer gefährlichen Waffe werden konnte, wenn Eaglus sich wehren musste. Kleidung und Schuhe trug das Wesen keine, so konnte man an seinen Fußenden auch die spitzen Krallen erkennen die schon manchen Feind aufgerissen hatten.

Eaglus war der Herr der Vogelmenschen, einer großen Armee von fliegenden Kämpfern, die ihm alle ein wenig ähnlich sahen. Aber auch die normalen Vögel gehorchten ihm, so dass er zu einem mächtigen Dämon emporgestiegen war. Inzwischen wurde er von den anderen Tierdämonen als ihr Führer angesehen. Eaglus gefiel das, er weidete sich geradezu an seiner Machtposition.

Er war es auch gewesen, der um dieses Treffen mit Rufus gebeten hatte, denn schon lange gab es Probleme zwischen verschiedenen Dämonen. Alle kämpften um die Macht in der Hölle, und kümmerten sich nicht mehr um die Menschen. Eaglus hatte sich auch bereits auf Kosten von Rufus viel Macht und Einflussgebiete angeeignet, dementsprechend unfreundlich gestimmt war Rufus auch.

„Du verschwendest meine kostbare Zeit, Vogelmensch, spuck endlich aus, was du von mir willst!“

„Gut, Rufus. Wir, das heißt die Tierdämonen, sind unzufrieden mit dir. Du hast es bisher nicht geschafft, Clarissa Hyde zu vernichten, und das betrifft uns alle.“

„Clarissa Hyde ist eine mächtige Hexe, sie ist nicht so einfach auszuschalten.“

„Du weißt selbst, bisher hat sie noch keine große Macht, weil sie die in ihr verborgenen Kräfte kaum oder noch gar nicht kennt. Wir müssen sie jetzt vernichten, sonst wird es bald zu spät, und ihre Macht zu groß sein. Du kennst ja die Prophezeiungen über ihre Macht, sie könnte irgendwann einmal die Hölle vernichten.“

„Dazu wird es nicht kommen, vorher vernichte ich sie. Bisher hat sie nur Glück gehabt, das wird einmal ein Ende haben.“

„Große Worte, Rufus, ich bin gespannt, ob du sie erfüllen kannst.“

„Halte du deine Tierdämonen im Zaum, dann erledige ich Clarissa. Außerdem hat es Arachnia doch auch nicht geschafft, oder irre ich mich da“, fragte Rufus leicht sarkastisch.

„Ihr ging es gar nicht darum, Clarissa Hyde zu vernichten, sie hatte andere Pläne. Daher konnte sie nicht mit Clarissas Eingreifen rechnen, sonst hätte sie diese Niederlage bestimmt nicht kassiert.“

„Wir werden sehen. In Zukunft werde ich mich wieder verstärkt um Clarissa kümmern, und du kümmerst dich darum, dass deine Freunde mir nicht zu nahekommen, verstanden?“

„Ja, Rufus, ich bin einverstanden. Aber ich werde dich beobachten und sehen, ob du Erfolg hast.“

„Das bleibt dir überlassen, Vogelmensch.“

Grußlos drehte sich Eaglus um und verschwand wieder in Nebel, der die große Gestalt geradezu gierig verschlang.

„Verdammter Vogelmensch, irgendwann erledige ich dich noch.“

„Leider hat er mächtige Freunde, die seinen Tod nicht ungesühnt lassen würden. Außerdem ist es gefährlich, an zwei Fronten gleichzeitig zu kämpfen, wir sollten uns besser auf Clarissa konzentrieren. Danach kümmern wir uns um Eaglus und seine Freunde.“

„Du hast recht, kümmern wir uns um Clarissa Hyde. Du hast eben gesagt, du hättest einen Plan vorbereitet.“

„Ja, mein Meister, ich erkläre dir alles.“

Yezinda trat ganz dicht an Rufus heran und flüsterte ihm den geheimnisvollen Plan ins Ohr, denn niemand sollte etwas davon erfahren. Rufus hörte aufmerksam zu, nickte ein paar Mal, war aber am Ende noch nicht ganz zufrieden.

„Und du meinst wirklich, wir sollten es riskieren, dass Clarissa das Dämonius-Amulett erhält?“

„Ja, mein Herr.“

„Aber dann hat sie eine starke Waffe, die sogar mächtigen Dämonen gefährlich werden kann?“

„Das stimmt, aber es ist ohne Risiko. Clarissa wird so oder so dabei verlieren, vielleicht vernichtet sie vorher auch noch ein paar unserer Feinde, wenn wir Glück haben.“

„Und du hast Girak schon instruiert?“

„Ja, das habe ich. Er ist bereits vor Ort und beschützt das Amulett.“

„Kennt er den ganzen Plan?“

„Nein, natürlich nicht.“

„Gut, ich bin einverstanden. Bestimmt wird er schon Clarissa Hyde erledigen, das ist am einfachsten. Aber wir gewinnen so oder so, das finde ich gut. Kümmere dich um alles Weitere, Yezinda, ich werde nur aus der Distanz beobachten, vor allem Clarissas Vernichtung, ha, ha.“

Leider wusste ich nichts von den neuen Plänen der Hölle gegen mich, sonderlich glücklich hätten sie mich auch nicht gemacht. Wir waren zunächst auch gar nicht in der Lage, uns gegen Attacken der Hölle zu wehren, wir hatten andere Sorgen.

Und die hießen vor allem Terry. Meine Freundin war in letzter Zeit arg gebeutelt worden, eigentlich schon weit über die Grenze des Zumutbaren hinaus.

Erst hatten wir sie alleine in London gelassen, als Tommy, der Professor und ich nach Deutschland gereist waren¹, dann kam die Geschichte mit den Spinnen.² Doch damit noch lange nicht genug, denn wenig später wurde Terry entführt und als Lockvogel eingesetzt, um mich zu erledigen. Dabei stand sie unter Hypnose und sollte mich sogar selbst töten, doch der Plan misslang, wir konnten Terry befreien.³

Danach wollten wir eigentlich nur in aller Ruhe Terrys 20. Geburtstag feiern, doch daraus wurde auch nichts. Dies lag an dem indischen Gast der Familie Robinson, einem Priester der Todesgöttin Kali namens Asaringa. Zusammen mit zwei Helfern, den Tongs, übernahm er die Kontrolle über die Villa der Robinsons in Brighton und hatte etwas mit Terry vor, was, das erfuhr ich erst später von Terrys Vater.

Die Eltern meiner Freundin hatten nämlich viele Jahre lang vergeblich versucht, Kinder zu bekommen. Der Verzweiflung nahe wandten sie sich an Asaringa, der ihnen half, doch nicht ohne böse Hintergedanken. Die Robinsons bekamen ihre Terry, doch leider steckte in dem Kind ein furchtbares, dämonisches Geheimnis, denn in Terry sollte Kali wiederauferstehen.

An ihrem 20. Geburtstag war es soweit, und wahrscheinlich hätten wir unserer Freundin auch nicht mehr helfen können. Doch da war eine unbekannte Macht, die Terry über eine Fernhypnose unter Kontrolle hielt und sich Kalis Einfluss widersetzte. Die Magien kämpften miteinander und schwächten sich gegenseitig so sehr, dass letztendlich Terry die Oberhand behielt und Asaringa mit Hilfe von Kalis Magie vernichtete.

Übrig blieben zwei ausgeknockte indische Killer, die Leiche des Gärtners Bill und eine völlig erschöpfte Terry, die uns aber immerhin sagen konnte, dass sie hypnotisiert worden war, zu mehr waren wir zunächst nicht gekommen, denn wir mussten natürlich auf sie Rücksicht nehmen.⁴

Fast eine Woche war seitdem vergangen, wir hatten Freitag, und heute wollte Terry wieder nach London zurückkommen. Professor Robson, Tommy und ich waren am Dienstag schon gefahren, denn wir hatten alle unsere Verpflichtungen in London. Terry

sollte sich noch ein paar Tage ausruhen, auf Anweisung des Hausarztes der Familie, der aber außer einer ihm in diesem Ausmaß unbekanntem Überbeanspruchung nichts feststellen konnte.

Terry wollte die paar Tage nutzen, um über einiges nachzudenken, deshalb wollte sie mich auch nicht in ihrer Nähe haben. Gerne kam ich ihrem Wunsch nicht nach, ich hätte ihr lieber beigestanden, doch ich musste es respektieren, außerdem hatte ich in der Universität zu tun.

Viel hatten wir in der Zwischenzeit über die Vorgänge der letzten Zeit gesprochen, doch da fast alles auch Terry betraf, kamen wir zu keinem Ergebnis. Wir mussten einfach warten, bis sie hier eintraf. Es war schon später Nachmittag, wir hatten uns alle im Büro des Professors versammelt, als jemand gegen die Tür klopfte.

Der Professor lud den klopfenden Gast ein, und Terry trat ein. Sofort war die Freude groß und wir umarmten unsere Freundin der Reihe nach. Sie sah wieder besser aus, als noch am Montag.

Sie trug eine blaue Jeans, dazu eine rote Bluse und rote Schuhe. Ihre langen blonden Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, damit wirkte sie eher etwas jünger als sie es wirklich war.

„Wie geht es dir, Terry“, wollte ich wissen.

„Besser, die letzten Tage waren sehr erholsam. Mein Vater hat mich gerade hier abgesetzt, doch er wollte gleich wieder zurück nach Brighton. Er leidet sehr unter dem, was mit mir passiert ist.“

„Er sollte sich nicht zu viele Vorwürfe machen. Hätte er nicht so gehandelt, dann gäbe es dich jetzt gar nicht“, warf der Professor ein.

„Das stimmt, Terry, du solltest ihn dafür auf jeden Fall nicht verdammen. Und was hast du die letzten Tage so gemacht?“

„Ich habe mich erholt, die letzten Wochen waren sehr anstrengend, das wisst ihr ja. Und ich habe die Zeit genutzt, um über unsere Beziehung nachzudenken, Clarissa.“

Dieser Satz hörte sich dramatisch an, und Terry machte eine dramatische Pause, in der wir alle den Atem anhielten. Dann redete sie weiter.

„Ich habe beschlossen, euch zu verlassen.“

Das war ein Hammer, damit hatten wir nicht gerechnet. Terry wollte uns verlassen, das konnten wir nicht begreifen.

„Du willst uns verlassen“, fragte Tommy schweren Herzens, denn er hatte als erster seine Stimme wiedergefunden.

„Ja, mein Entschluss steht ziemlich fest.“

„Aber wieso ...“, stammelte ich, denn ich konnte das nicht nachvollziehen.

„Ich habe mir noch nicht alles endgültig überlegt, ich wollte mir damit noch etwas mehr Zeit lassen. Wahrscheinlich werde ich die Universität wechseln, vielleicht nach

Cambridge gehen, dort würde ich jederzeit einen Platz bekommen. Ich bin damals überhaupt nur nach London gekommen, weil ich in die Großstadt wollte. Die Stadt zu verlassen wird mir zwar schwerfallen, aber ich sehe keine andere Möglichkeit für mich.“

Wir konnten Terry alle nur ungläubig anstarren, keiner wusste, was er sagen sollte. Ich war den Tränen nahe, und Tommy ging es nicht viel besser, schließlich waren er und Terry ein halbes Paar. Nun sollte alles enden? In unseren Augen muss wohl das große „*warum*“ gestanden haben, deshalb sprach Terry weiter.

„Ihr müsst mich verstehen, die letzten Wochen waren zu viel für mich. Ich wollte ein normales Leben führen, studieren, irgendwann beginnen zu arbeiten, vielleicht heiraten und Kinder bekommen. Doch das geht nicht, wenn wir das Böse bekämpfen, wenn wir fast jeden Tag in Lebensgefahr sind. Ich möchte das hinter mir lassen, es jetzt beenden, solange es noch geht. Ich hoffe, ihr könnt das verstehen.“

Wieder herrschte ein betroffenes Schweigen. Ich konnte Terry verstehen, doch ihre Eröffnung kam für uns so furchtbar überraschend. Tommy schwieg bedrückt, so war es der Professor, der Terry eine Antwort gab.

„Ich kann dich verstehen, Terry, die letzten Wochen müssen im Rückblick schlimm für dich gewesen sein. Du hast einiges mehr abbekommen als wir anderen, deine Reaktion ist daher gut nachvollziehbar, sie kommt nur für uns so überraschend. Ich hätte dich gerne weiter auf unserer Seite dabei, doch ich akzeptiere deinen Entschluss.“

„Das finde ich gut, Professor, danke für ihr Verständnis, das hilft mir sehr. Was ist mit euch, wie wird es weitergehen?“

Terry schaute dabei in erster Linie mich an, so gab ich ihr auch eine Antwort.

„Ich würde es auch gerne so machen, wie du, Terry, doch ich fürchte, ich kann es nicht. Rufus wird mich nicht in Ruhe lassen, und auch die anderen Feinde nicht. Und selbst, wenn es unsere Feinde nicht mehr auf uns direkt absehen sollten, dann stolpern wir immer wieder in ihre Attacken gegen Unschuldige hinein. Ich kann nicht aufhören, ich muss meinen Weg weitergehen, denn ich muss auch das Schicksal meiner Eltern klären. Und wenn ich es alleine machen muss, ich habe keine Wahl.“

„Du bist nicht alleine, Clarissa, ich werde dich weiter unterstützen. Ich halte unseren Kampf gegen das Böse für wichtig. Jedes unschuldige Leben, das wir retten können, ist den Einsatz wert“, warf der Professor mit ruhiger Stimme ein.

„Und du, Tommy“, wandte sich Terry an ihren Freund.

„Du stellst mich vor eine schwere Entscheidung, die ich in dieser Form eigentlich nicht treffen möchte. Ich möchte unsere Beziehung erhalten, doch ich muss Prioritäten setzen, so leid es mir tut. Und die besagt, ich werde Clarissa helfen, denn sie kann wirklich jede Hilfe brauchen, die sie bekommen kann.“

„Ich hatte das von euch erwartet, wirklich. Lebt wohl!“

Das waren ihre letzten Worte, schon rannte sie aus dem Büro heraus. Ich glaubte noch, Tränen in ihren Augen gesehen zu haben. Natürlich wollte ich hinterher, doch der

Ruf des Professors stoppte mich.

„Warte, Clarissa. Ich kenne Terry schon länger als du, jetzt lassen wir sie besser eine Weile allein. Du kannst später noch nach ihr sehen, wir sollten vorher besprechen, wie wir weiter vorgehen.“

Ich wollte gerade antworten, als das Telefon des Professors unvermittelt anschlug.

Yezinda hatte Rufus' Reich verlassen und war auf die Erde, genauer gesagt nach England, zurückgekehrt. Dort begab sie sich nach Swampville, einem kleinen Dorf nördlich von London, das nahezu komplett von Sumpf umgeben war und daher auch seinen Namen bezogen hatte.

Yezinda interessierte sich nicht für die dort lebenden Menschen, nur für die kleine Kapelle, die etwas abseits des Dorfes stand. Keiner der Einwohner kam mehr hierher, alle kannten die Bedrohung, die von dieser Kapelle ausging, denn sie war schon seit Jahrhunderten dem Teufel geweiht.

Manchmal feierten Hexen hier ihren Hexensabbat oder Dämonen benutzen den Platz als Zwischenstation auf dem Weg auf die Erde. Die Einwohner wussten darüber Bescheid, doch sie schwiegen, denn geglaubt hätte ihnen ohnehin niemand. Und so ließen die Dämonen sie auch größtenteils in Ruhe, man ging sich einfach aus dem Weg.

Doch jetzt war wieder Aktivität eingeleitet, ein Dämon hatte sich in der Kapelle eingenistet, allerdings nicht freiwillig. Girak, der Totenbeschwörer, hatte sich auf Geheiß Yezindas dorthin begeben, um ein wertvolles Artefakt zu beschützen, das dorthin verfrachtet worden war.

Und nun war Yezinda auf dem Weg zu Girak, denn sie wollte ihn auf seine wichtige Aufgabe vorbereiten, ihm letzte Anweisungen geben. Vor der Kapelle blieb sie stehen und sah sich um. Von außen sah das Gemäuer völlig normal aus, ein wenig baufällig und verdreckt, doch nichts deutete auf die Affinität zum Bösen hin. Ungewöhnlich war eher die Lage, denn die Kapelle war von drei Seiten komplett von Sumpf umgeben, nur ein breiter Holzsteg führte überhaupt zu dem früheren Gotteshaus.

Yezinda hatte den Weg nicht gehen müssen, sie hatte sich direkt vor der Kapelle materialisiert und öffnete nun die Tür.

Gespentisch hörte sich das Knarren der Tür an, die schon lange nicht mehr geölt worden war, doch Menschen suchten sie ja nicht auf, und Dämonen gefiel das Geräusch. Yezinda auch, sie liebte dieses Gebäude, auch wenn es eine dunkle Geschichte hatte, denn früher waren hier Hexen gefoltert und hingerichtet worden.

Yezinda hatte diese Zeit ebenfalls miterlebt, war damals aber bereits in Diensten von Rufus gewesen und deshalb gut geschützt. Viele Unschuldige waren hier getötet worden, und das gefiel Yezinda immer. Sie hatte sogar das Gefühl, das Schreien der Opfer zu hören, auch wenn sie bereits vor Jahrhunderten gestorben waren.

„Yezinda, willst du zu mir?“

Die Stimme war vor Yezinda aufgeklungen, doch noch konnte sie den Sprecher nicht sehen. Sie wusste aber, dass es nur Girak sein konnte, deshalb antwortete sie auch.

„Ja, ich muss dich sprechen, Gnom, zeige dich.“

Und Girak gehorchte. Bisher hatte er hinter dem Marmoraltar gestanden, unsichtbar, denn er war nur gut 50 Zentimeter groß, die Bezeichnung Gnom passte also hervorragend auf ihn. Girak wirkte ein wenig wie die Zwerge aus alten Märchen, klein, mit einer langen Nase und furchtbar hässlich.

Einen guten Stand hatte er so bei den anderen Dämonen nicht, aber Girak konnte sich durch seine Macht behaupten. Er konnte Toten wiedererwecken, sie zu Zombies oder Untoten machen, eine Kraft, die nur wenige Dämonen so perfekt beherrschten. Schon oft hatte er seinem Herrn eine gewaltige Streitmacht von Untoten zur Verfügung gestellt, jetzt aber war er zu einem Aufpasserdienst abgestellt worden, der ihm gar nicht passte.

„Hier bin ich, Hexe.“

„Gut, denn ich sehe mein Gegenüber lieber, auch wenn er so klein ist.“

Girak verstand die Anspielung sehr wohl, doch er wollte sich nicht mit Yezinda anlegen. Sie war die erste Hexe von Rufus und stand daher unter seinem persönlichen Schutz, daher war es nicht gut, mit ihr einen Streit zu beginnen.

„Ich habe getan, was du von mir wolltest, Yezinda, was willst du noch?“

„Ich wollte nur nach dem Rechten sehen. Wo hast du das Amulett?“

Der Zwerg zeigte auf den Altar, wo Yezinda jetzt auch den kleinen Kasten entdeckte.

„Dort ist es, das mächtige Amulett?“

„Ja, darin verwahre ich das Dämonius-Amulett. Willst du es sehen?“

„Nein, lieber nicht. Seine Macht würde mich problemlos töten können.“

„Ja, du hast Recht, gegen niedere Dämonen ist die Wirkung des Amuletts verheerend.“

Girak konnten sich den kleinen Hieb nicht entgehen lassen, schließlich hatte ihn Yezinda auch beleidigt. Die sah aber diesmal größtenteils darüber hinweg, denn sie brauchte Girak für ihren Plan.

„Dann lassen wir es besser, wo es ist, sonst tötet es dich vielleicht als ersten. Bist du gut vorbereitet?“

„Ich denke schon, doch ich weiß nicht, auf was.“

„Du sollst das Amulett nur bewachen und verteidigen, gegen Menschen und Dämonen.“

„Wieso möchtest du das Amulett auf der Erde haben, bisher hat es doch Rufus selbst verwahrt, das war es bestimmt besser aufgehoben?“

„Rufus hat zurzeit Ärger mit anderen Dämonen, deshalb wollte er das Amulett an einem sicheren Platz wissen.“

„Sicherer als in der Hölle? Das kann ich mir nicht vorstellen, ansonsten wären die Probleme Rufus schon über den Kopf gewachsen.“

„Du sollst nicht denken, nur Befehle ausführen. Das Amulett ist eine gefährliche Waffe, die im richtigen Moment eingesetzt werden muss, und dieser Moment wird kommen.“

„Ich glaube kaum, dass Rufus das Amulett einsetzen wird, die Nebenwirkungen haben ihn auch bisher davon abgehalten. Ich vermute vielmehr, ihr habt einen Plan ausgeheckt, bei dem das Amulett eine wichtige Rolle spielt, nicht wahr? Doch du hast recht, Hexe, ich bin nur hier, um das Amulett zu bewachen, und das werde ich auch tun.“

„So gefällst du mir schon besser, Girak. Und ich denke, du wirst schon bald Arbeit bekommen.“

„Ich werde vorbereitet sein.“

Yezinda antwortete nicht mehr, sie hatte sich bereits aufgelöst und war auf dem Weg zurück in die Dimensionen des Schreckens. Dort wollte sie die letzten kleinen Puzzleteile einsetzen, die zur Ausführung ihres gewagten Plans noch fehlten.

Ich zuckte zusammen, denn das Klingeln des Telefons hatte mich überrascht, obwohl ich eigentlich sonst nicht so schreckhaft war. Der Professor ließ es noch zweimal läuten, dann hob er ab.

Er hatte gerade seinen Namen gesagt, da schien schon jemand am anderen Ende der Leitung zu sprechen. Der Professor lauschte zunächst nur, dann nickte er.

„Ja, sie ist hier, einen Augenblick bitte.“

Ich war schon auf dem Weg zu ihm, daher brauchte er mir den Hörer nur noch in die Hand zu drücken.

„Clarissa Hyde, hier.“

„Clarissa, ich habe eine wichtige Nachricht für dich.“

„Wer spricht denn dort?“

„Das tut nichts zur Sache, du sollst nur zuhören. Sagt dir der Name Dämonius-Amulett etwas?“

„Nein, nie gehört.“

„Es ist eine Waffe gegen Dämonen, schwarzmagischer Herkunft zwar, aber mit einer gewaltigen Kraft ausgestattet, vor der sich auch die höherrangigen Dämonen fürchten.“

„Und was ist mit dieser Superwaffe?“

„Sie befindet sich auf der Erde, und ich weiß wo.“

„Ich höre.“

„In einer Kapelle, in der Nähe des Dorfes Swampville. Es würde sich bestimmt für dich lohnen, diese Waffe in die Hand zu bekommen.“

„Das mag sein, aber mir wäre lieber, wenn ich wüsste, mit wem ich spreche.“

„Gehe nach Swampville, sonst ist die Waffe vielleicht verloren, schnell.“

Ich wollte noch etwas sagen, doch die unbekannte Anruferin, eine Frau war es nämlich gewesen, hatte bereits aufgelegt.

Ein wenig verwirrt reichte ich dem Professor den Hörer zurück, während ich bereits über das Gehörte nachdachte. Da ich meine Freunde aber nicht im Unklaren lassen wollte, weihte ich sie zunächst in den Inhalt des Telefonats ein.

„Dämonius-Amulett sagtest du“, wollte der Professor wissen, wobei sich seine Stirn nachdenklich verzog.

„Ja, kennen Sie es?“

„Ich habe den Namen schon gehört, vielleicht finde ich etwas darüber in meinen Büchern.“

„Es wäre schön, wenn sie das herausfinden könnten, ich kümmere mich derweil um Swampville.“

„Das sollte kein Problem sein, ich habe hier sehr ausführliche Karten von ganz Großbritannien, dort sollten wir es finden können.“

„Das ist klasse. Oder könntest du das vielleicht machen, Tommy?“

„Klar, du hast etwas anderes vor, nicht wahr?“

„Ja, ich möchte nach Terry sehen, vielleicht kann ich ihr irgendwie helfen.“

„Das ist gut, ich komme später vielleicht noch nach, je nachdem wie, lange das hier dauert.“

Ich wollte gerade gehen, als der Professor hinter mir herrief.

„Einen Augenblick noch, Clarissa. Was hast du vor, willst du wirklich nach Swampville fahren?“

„Ja, diese Gelegenheit sollten wir uns nicht entgehen lassen, denke ich.“

„Das Ganze riecht aber drei Meilen gegen den Wind nach einer Falle.“

„Das denke ich auch, doch wie heißt es so schön, mit Speck fängt man Mäuse. Eine starke Waffe gegen unsere Feinde wäre eine große Hilfe.“

„Gut, ich denke da ähnlich. Ich bereite alles vor, wir fahren morgen früh, ich komme so gegen 9 Uhr und hole dich ab.“

„Einverstanden, Professor, bis morgen. Und viel Glück bei der Suche.“

Der Professor antwortete nicht mehr, aber er wünschte mir auch viel Glück bei meinem Gespräch mit Terry, ich würde es brauchen können.

Superintendent Maxwell war einer der wichtigsten Männer bei Scotland Yard, das in drei Hauptdivisionen aufgeteilt war. Maxwell leitete eine dieser Divisionen, die sich schwerpunktmäßig mit Gewaltverbrechen befasste, also Mord, Totschlag, Raubüberfall, Vergewaltigung und vieles mehr.

Für jedes Verbrechen gab es eine oder sogar mehrere Abteilungen, so war das

Dezernat für Mord in drei weitere Abteilungen aufgeteilt. Maxwell arbeitete selbst nicht mehr „*an der Front*“, dafür hatte er seine Leute. Er stand im Hintergrund, zog die Fäden und hatte auch viele repräsentative Aufgaben für das Yard. Außerdem beschützte er seine Untergebenen nach außen, wenn es nötig war, doch manchmal musste er sie auch tadeln oder sogar kräftig anscheißen.

Ein Disziplinarverfahren hatte er bisher noch nie gebraucht, denn er hatte seine Leute gut im Griff, da hatte es noch nie Probleme gegeben. Umso schlimmer war das, was jetzt gerade im Gange war.

Einen Augenblick sah Maxwell von seinem Aktenberg auf und dachte über die Vorgänge nach. Es ging um Chefinspektor Tanner, einen seiner besten Männer. Tanner war der Chef des Morddezernats Abteilung 1 und bester Kandidat auf den Posten des Chefs der kompletten Mordkommission, denn sein aktueller Vorgesetzter stand kurz vor der Pensionierung.

Doch nun waren Zweifel aufgetaucht, die einzeln noch kein Problem dargestellt hätten. Ihre Anhäufung in der letzten Zeit war aber ein Problem, und zwar ein gewaltiges. Aufgefallen war Maxwell zunächst die steigende Quote ungelöster Fälle bei Tanner, der die letzten Jahre immer eine überdurchschnittlich hohe Aufklärungsquote erzielt hatte.

Gleichzeitig hatte Tanner aber viele Fälle als ungelöst, beziehungsweise unlösbar zu den Akten legen lassen, das hatte Maxwell erst recht stutzig werden lassen, denn das war normalerweise der letzte Schritt, wenn ein Fall nun gar nicht zu lösen war.

Also hatte Maxwell sich alle Akten von Tanners Fälle aus dem letzten halben Jahr geben lassen, und dort hatte er seltsame Übereinstimmungen gefunden. Am Anfang hatte er es für Zufall gehalten, doch das war unmöglich, so viele Zufälle konnte es gar nicht geben. Maxwell vermutete viel mehr eine Methodik dahinter.

Und die ließ leider nur einen Verdacht zu, Tanner hatte Fälle abgeschlossen, die er gar nicht beenden durfte. Im Einzelfall konnte es dafür mal eine plausible Erklärung geben, doch nicht in dieser Häufung. Und dies konnte nur bedeuten, dass Tanner jemanden schützen wollte, wahrscheinlich den oder die Täter.

Maxwell konnte es nicht fassen, also las er die relevanten Unterlagen noch einmal rauf und runter, aber an seiner schrecklichen Vermutung änderte sich nichts. Tanner möglicherweise ein Verräter? Oder sogar selbst ein Verbrecher? Maxwell wollte ihn noch nicht verurteilen, doch der Verdacht lag einfach zu deutlich auf der Hand.

Inzwischen war es schon früher morgen, zwei Uhr, solange hatte Maxwell über den Akten gebrütet. Ein wenig Schlaf wollte er sich noch gönnen, der bevorstehende Tag konnte zu einem der schwersten und unangenehmsten seiner ganzen Laufbahn werden.

Gerne hätte er Tanner schon jetzt zur Rede gestellt, doch Maxwell wollte die Unterlagen am nächsten Morgen noch einmal in Ruhe prüfen, die Zeit wollte er sich nehmen. Eine Fluchtgefahr bestand schließlich nicht, Tanner ahnte ja noch nichts von

den Ermittlungen seines höchsten Chefs.

Maxwell rief seinen Chauffeur, der auch um diese frühe Stunde noch munter war und seinen Chef nach Hause fahren würde. Maxwell konnte sich darauf verlassen, der Mann würde in wenigen Minuten vor dem Gebäude stehen.

Einen letzten Blick warf Maxwell noch auf den Aktenberg, dann verließ er achselzuckend sein Büro, betrübt wie selten in seinem Leben.

Nur kurze Zeit dachte ich noch an das Telefongespräch, obwohl es durchaus einen Wendepunkt in meinem Kampf gegen das Böse bedeuten konnte. Der Professor war der gleichen Meinung und unterstützte mich voll, darüber war ich froh. Doch leider sah Terry das anders, und das machte mir große Sorgen.

Dabei wollte ich sie nicht umstimmen, ihre Meinung konnte ich akzeptieren und respektieren, ich wollte in erster Linie unsere Freundschaft erhalten. Bevor ich Terry kennen gelernt hatte, da hatte ich nur eine wirklich gute Freundin, doch Diane hatte eine andere Richtung eingeschlagen, so hatte ich für eine kurze Zeit das Gefühl, alleine zu sein.

Doch kaum war ich in London angekommen, da war Terry da gewesen und hatte mir bei allem geholfen, so dass mir die große Umstellung so wahnsinnig leichtgefallen war. Aber nicht nur das, Terry hatte auch meine Besonderheit, meine Hexenkräfte akzeptieren können und sich für den Kampf gegen das Böse an unserer Seite entschieden, obwohl ihre Kräfte doch im großen Vergleich so furchtbar gering waren.

Aber es waren nicht ihre körperlichen Kräfte, die mir halfen, ihre Freundschaft, ihre Nähe und ihr Kampfeswille hatten mir bisher immer wieder geholfen. Wenn Terry sich für ein normales Leben entschieden hatte, dann war das in Ordnung, ich würde sie nicht aufhalten. Doch ihre Freundschaft wollte ich auf keinen Fall verlieren.

Mit diesen Gedanken ging ich zu ihr, zu ihrem Appartement im Studentenwohnheim, das direkt neben meinem lag. Ein wenig zaghaft klopfte ich an, obwohl ich einen Schlüssel für die Wohnung hatte. Zunächst hörte ich keine Antwort, daher versuchte ich es anders.

„Terry, bist du da? Bitte lass mich rein, ich möchte mit dir reden, es ist wichtig.“

Wieder hörte ich zunächst gar nichts, ich fürchtete schon, Terry gar nicht hier antreffen zu können. Dann aber hörte ich das Rücken eines Stuhls, und Augenblicke später wurde die Tür geöffnet.

Ich erschrak, denn Terry hatte geweint, das sah ich sofort. Sie sah nicht gut aus, und mir war auch zum Weinen, als ich sie so sah.

„Ich hoffe, du bist nicht hier, um mich umzustimmen?“

„Nein, bestimmt nicht. Ich möchte nur mit dir sprechen, versprochen.“

„Gut, komm rein.“

Sie setzte sich auf einen der Stühle, die um den kleinen Mehrzwecktisch gruppiert

waren, ich nahm einen anderen. Terry versuchte, sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen, doch es gelang ihr nur unvollkommen.

„Hier, nimm ein Taschentuch.“

„Danke.“

Sie fuhr sich damit durch das Gesicht, das half ein wenig, auch wenn die Augen noch deutlich gerötet waren. Anschließend schnäuzte sie sich die laufende Nase, so sah Terry immerhin wieder etwas vorzeigbarer aus.

„Ach, Clarissa, mich hat die ganze Sache so fertiggemacht, kannst du das verstehen?“

„Klar, Terry. Ich hätte auch gerne alles hingeworfen und wäre verschwunden, doch das kann ich ja leider nicht, meine Hexenkräfte begleiten mich überall hin.“

„Wenn ich auch Hexenkräfte hätte, dann wäre das etwas anderes. So bin ich doch nur eine Belastung für euch.“

„Wie kommst du darauf, das stimmt doch gar nicht? Jeder leistet seinen Beitrag, oder haben wir nicht Seite an Seite gegen die Spinnen gekämpft?“

„Ja, aber das war ein Einzelfall, sonst bin euch doch nur im Weg.“

„Unsinn, Terry, es war immer schön, dich dabei zu haben. Du hast mir oft erst die nötige Kraft gegeben, außerdem hätten uns dein Mut und deine Kreativität gefehlt.“

„Das sagst du so nett, doch dabei hätte ich dich fast zweimal getötet.“

„Kali war gerade dabei, Besitz von dir zu ergreifen, deshalb warst nicht du das, sondern die Todesgöttin. Ich fand es viel mehr bemerkenswert, dass du Kali besiegen konntest.“

„Das habe ich ja nicht alleine geschafft, da hat mir eine andere Kraft geholfen.“

„Was für eine Kraft.“

„Ich habe sie erst bemerkt, als sie mit Kali im Kampf lag, obwohl sie die ganze Zeit in mir gewesen sein muss. Ich kann mich jetzt auch an vieles wieder erinnern, was vorher nicht ging.“

„Erzähle bitte“, sagte ich, denn das musste ich unbedingt wissen.

„Gut, also es hat angefangen, als ihr in Germany gewesen seid. Ich habe im Büro des Professors gegessen und Übungsaufgaben gemacht, da kam ein Mann herein.“

„Kannst du ihn beschreiben?“

„Ich würde ihn wiedererkennen, doch beschreiben kann ich ihn irgendwie nicht, ich kann auch nicht sagen, weshalb. Er war groß, schwarze Haare, viel mehr weiß ich nicht mehr.“

„Hat er dir seinen Namen gesagt?“

„Ja, das weiß ich noch, doch an den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Es ist wie eine dunkle Wolke, die vor meinen Erinnerungen liegt.“

„Egal, Terry, kein Problem. Was ist weiter passiert?“

„Er wollte erst mit dir oder dem Professor sprechen, so musste ich ihm sagen, dass

ihr in Deutschland seid. Danach werden meine Erinnerungen viel schwammiger, ich glaube, er hat mich hypnotisiert. Ich weiß nur noch, dass er mich ausgefragt hat, über alles was ich über dich weiß. Ich musste ihm sogar ein paar von unseren Abenteuern erzählen, zuletzt das mit den Vampiren aus der Gruft.“

„So muss er Judith gefunden haben, das Vampirkind.“

„Das denke ich auch. Die nächsten Tage hatte ich meine Ruhe, doch als ich einen Morgen in der Universität war, da habe ich plötzlich diese Stimme in mir gehört. Es war wieder dieser Mann, und er rief mich. Die Stimme war zu stark, so musste ich ihr einfach folgen. Sie leitete mich zum Parkplatz, dort wartete das Paar in einem Auto auf mich.“

„Ein Paar?“

„Ja, ein Mann und eine Frau. Den Mann kannte ich schon, die Frau nicht. Ich glaube, er nannte sie Irene.“

„Immerhin etwas. Hast du das Auto erkannt?“

„Da kenne ich mich nicht so gut aus, doch es war auf jeden Fall ein VW. Ich denke ein Seat.“

„Das hilft uns vielleicht, doch erzähle bitte weiter.“

„OK, mache ich. Wir wollten gerade losfahren, da lief uns Heather über den Weg. Gerne hätte ich sie gewarnt, doch ich konnte mich nicht rühren. So musste ich mit ansehen, wie der Mann sie bewusstlos schlug und mit ins Auto verfrachtete. Wir fuhren durch London, zu der Fabrik, wo ihr mich gefunden habt. Dort haben wir das Vampirkind getroffen, das über Heather hergefallen ist und sie in einen Vampir verwandelt hat. Ich stand die ganze Zeit nur rum und konnte mich nicht rühren, meiner Freundin nicht helfen, es war schrecklich. Dann haben die drei über einen Plan geredet, um dich zu töten, dafür wurde ich an den Pfeiler gebunden. Der Fremde hat mir eingeredet, eine Doppelgängerin von dir würde kommen und mich befreien, und ich sollte sie töten. Und das hätte ich auch fast gemacht, wenn Heather mich nicht überraschend angefallen hätte, ist das nicht furchtbar?“

„Ja, ich weiß. Tommy hat gesehen, wie du mit dem hoch erhobenen Messer hinter mir gestanden hast.“

Das war für Terry neu, so sah sie mich etwas irritiert an.

„Du wusstest davon ...?“

„Ja, aber ich konnte es nicht glauben, nur Tommy war sich sicher. Wir haben daher schon vermutet, du wärest hypnotisiert worden.“

„Aber warum habt ihr mir das nicht erzählt?“

„Du warst noch immer in Hypnose, das hatten wir ebenfalls vermutet. Wir wollten den geheimnisvollen Fremden schließlich nicht warnen, wir hatten keine Wahl, es tut mir leid.“

„Ja, ich verstehe das. Mal eine andere Frage, was hast du jetzt vor?“

„Ich habe eben noch einen Anruf bekommen, einen anonymen Anruf genauer gesagt. Die Frau sagte, sie wüsste, wo ein geheimnisvolles Amulett versteckt gehalten würde, mit dem man viele Dämonen töten könnte.“

„Aber ist das nicht eher eine Falle?“

„Das fürchte ich auch, doch die Hoffnung auf das Amulett ist einen Versuch wert.“

„Nicht, dass du mit offenen Augen in dein Verderben rennst.“

„Keine Sorge, ich werde schon aufpassen.“

Ein paar Stunden redeten wir noch über dies und das, dann musste ich zu Bett, denn am nächsten Morgen hatten wir viel vor. Über die von Terry getroffene Entscheidung sprachen wir nicht mehr, doch zumindest unsere Freundschaft sollte darüberstehen, und das machte mich sehr glücklich.

Der Professor kam pünktlich und wirkte gut ausgeruht, bereit, es mit den Mächten der Finsternis aufzunehmen. Natürlich wollte ich wissen, was er herausgefunden hatte, daher fragte ich ihn auch ganz direkt danach, während wir bereits langsam aus London herauskamen.

„Einiges, Clarissa. Zunächst einmal, Swampville liegt nördlich von Sleaford und ist ein komplett von Sumpf umgebenes Dörfchen. Wir werden also nicht zu lange fahren müssen, knappe drei Stunden vielleicht. Tommy hatte auf einer Karte lange danach suchen müssen, denn das Nest ist wirklich klein. Ich habe allerdings später die gleichen Informationen mehr oder weniger in einem meiner Bücher gefunden.“

„Dort war Swampville verzeichnet? Hat es denn eine dämonische Vergangenheit?“

„Swampville ist im Zusammenhang mit den Hexenverfolgungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert bekannt geworden, denn dort hatte sich einer der bekanntesten Hexenjäger jener Zeit für eine Weile niedergelassen. Sein Name war Charles de Bois, ein Ritter, der ursprünglich aus Frankreich nach England gekommen war, um dort Hexen zu jagen.“

„Hexen oder unschuldige Frauen?“

„Wie du weißt sind damals sicher viel mehr Unschuldige als echte Hexen getötet worden, das steht außer Frage. Charles hatte aber den historischen Aussagen nach ein besonderes Gespür für Hexen, es heißt, er hätte echte Hexen leicht erkennen können und sie dann auch zum Tode verurteilt. Was allerdings nicht bedeutet, dass Unschuldige bei ihm überlebt hätten, er galt als besonders grausam.“

„Wie ist er gestorben?“

„Darüber habe ich nichts gefunden, nur, dass er ganz plötzlich verschwunden ist. Aber der Clou kommt noch. Er gilt auch als der Hexenjäger mit dem Amulett, denn er trug das geheimnisvolle Dämonius-Amulett.“

„Also gibt es das Amulett wirklich?“

„Das steht außer Frage, de Bois muss es einige Zeit getragen haben.“

„Haben Sie eine Beschreibung des Amuletts gefunden, oder sogar ein Bild?“

„Kein Bild, leider auch keine gute Beschreibung, nur einige Andeutungen. Jedenfalls waren sich die Autoren nicht einig über die Farbe des Amuletts, die Beschreibungen reichten von weiß über hellblau, dunkelblau, orange und rot bis braun und schwarz.“

„Das kann doch nicht das gleiche Amulett sein, oder wie sehen Sie das?“

„Sorry, keine Ahnung, aber vielleicht kann es seine Farbe ändern. Nur hilft uns das leider auch nicht weiter.“

„Haben Sie denn etwas über die Fähigkeiten von dem Teil gefunden?“

„Ja, aber auch nur vage Andeutungen. Es soll sehr mächtig sein, aber auch sehr gefährlich, so dass selbst große Dämonen sich davor fürchten.“

„Wäre schon etwas wert, wenn wir diese Waffe hätten.“

„In der Tat. Und was ist bei deinem Gespräch mit Terry herausgekommen?“

„Ich denke, ich habe sie wieder etwas aufbauen können. Sie fühlte sich schwach, hilflos und als ein Klotz am Bein, das habe ich ihr auszureden versucht. Ich hoffe, ich habe es geschafft. Unsere Freundschaft wird auf jeden Fall erhalten bleiben, egal was Terry in Zukunft machen wird.“

„Das ist schön, denn ihr ward schon ein gutes Team, habt euch gut ergänzt. Die Gute muss aber ihren eigenen Weg finden. Konntest du ihr denn noch ein paar Informationen entlocken?“

„Ja, aber ich weiß nicht, was sie wert sind.“

„Jede Information kann Gold wert sein.“

„Klar, so meinte ich das auch nicht. Also, unser geheimnisvoller Gegner ist männlich, groß und fährt wahrscheinlich einen Seat. Außerdem arbeitet er mit einer Frau namens Irene zusammen und ist selbst ein großer Meister der Hypnose. Er hatte Terry schon vor einigen Wochen hypnotisiert, als wir in Deutschland waren, dabei auch einige Informationen aus ihr heraus gekitzelt. Unter anderem über die Vampire, so hat er wahrscheinlich Judith gefunden und befreit. Sie sollte mich wohl nur ablenken, denn Terry war es, die mich wirklich töten sollte. Der Fremde hatte ihr eingeredet, ich wäre eine Doppelgängerin und damit ihr Feind. Und sie hätte es wohl auch getan, wenn nicht Heather im falschen oder eher genau richtigen Moment aufgetaucht wäre.“

„Es scheint sich also um einen mächtigen Gegner zu handeln, der es vorwiegend auf dich abgesehen hat.“

„Ja, aber das Ganze hatte auch etwas Gutes. Als Kali gerade Terrys Körper übernehmen wollte, da wehrte sich die fremde Kraft und half Terry, so dass beide zusammen Kali besiegen konnten, alleine hätte Terry das nie geschafft.“

„Ist Terry denn nun von Kali und der anderen Kraft völlig befreit?“

„Von der Hypnose schon, vermute ich, denn sonst könnte sie sich wahrscheinlich nicht daran erinnern und uns davon erzählen. Bei Kali bin ich mir noch nicht so sicher, schließlich ist ihr das bei der Geburt bereits eingepflanzt worden.“

„Also ist für Spannung in der nächsten Zeit ausreichend gesorgt.“

„Das wird wohl auch so bleiben, fürchte ich.“

Wir unterhielten uns noch über verschiedene Dinge, der Professor musste sich aber auch auf die Straße konzentrieren, denn es herrschte viel Verkehr. In London hatte es noch geregnet, doch ca. 50 Kilometer nördlich schien die Sonne, was aber für nicht mehr als knappe 8 Grad Celsius reichte. Aber immerhin erschien die schöne Landschaft damit in einem besseren Licht, und so genoss ich die Fahrt, denn die Gegend war wirklich schön.

Unterwegs machten wir eine Frühstückspause, bei der Professor Robson ein paar Sandwichs verteilte, die er extra mitgebracht hatte. In seinem Kofferraum entdeckte ich dabei unsere Tasche mit den Spezialwaffen.

„Was haben Sie so an Waffen eingepackt, Professor?“

„Alles, was wir haben, schließlich kann es einen großen Kampf um das Amulett geben. In der Tasche befinden sich die Armbrust und reichlich Weihwasser, den Dolch trage ich bei mir.“

„Und ich habe meinen Ring, das wird schon reichen.“

„Wollen wir es hoffen, denn die Dämonen werden das kostbare Amulett nicht freiwillig herausrücken, fürchte ich.“

Ich gab dem Professor da durchaus Recht, etwas mulmig fühlte ich mich schon dabei. Gerne hätte ich gewusst, wer mir den Tipp gegeben hatte, dann hätte ich mich schon wohler gefühlt.

Zwischenzeitlich kamen wir in einen kleinen Stau, der uns mehr als eine Stunde aufhielt, so machten wir kurz vor Sleaford einen weiteren Stopp und aßen eine Kleinigkeit in einem kleinen, rustikalen Café.

Etwas weniger als eine halbe Stunde fuhren wir noch, während die Gegend gleichzeitig immer ländlicher wurde. Den Highway hatten wir lange verlassen, doch inzwischen fuhren wir nur noch über bessere Seitenstraßen. Ein wenig zweifelte ich, ob wir hier noch richtig waren, dem Professor ging es allmählich ganz ähnlich.

„Meine Karte ist leider nicht so genau, ich weiß nicht, ob wir hier noch richtig sind.“

„Vielleicht sollten wir jemanden fragen?“

„Die letzten Minuten haben wir aber niemanden getroffen.“

„Da vorne ist jemand, mit einem Pferdegespann.“

Ich hatte mich nicht verguckt, der Professor hatte den Pferdewagen jetzt auch entdeckt. Wir überholten langsam und fuhren dann vorsichtig an den linken Rand, so dass wir die Tiere nicht erschreckten. Der Mann auf dem Fahrersitz wunderte sich wohl zunächst über uns, doch dann hielt er seine Tiere an und wartete, bis wir bei ihm waren.

„Hallo, guter Mann, wir haben eine Frage“, grüßte der Professor, unser Gegenüber nickte nur kurz.

„Wir wollen nach Swampville, sind wir da noch richtig?“

„Nach Swampville wollen Sie? Sind Sie da sicher?“

„Ja, klar, warum?“

„Weil sonst niemand in unser kleines Dorf kommt.“

„Sie kommen also aus Swampville? Können Sie uns nicht ein wenig darüber erzählen?“

„Nein, warum sollte ich? Und Sie sollten besser wieder fahren, denn es ist für Fremde durchaus nicht ungefährlich, nach Swampville zu fahren.“

„Wieso, das müssen Sie uns erklären?“

„Wenn ich es Ihnen erzähle, dann wollen sie wahrscheinlich erst recht dorthin, also lasse ich es besser.“

„Geht es vielleicht um die alte Kapelle?“

„Sie wissen davon? Sie sollten uns in Ruhe lassen, denn wenn Fremde ins Dorf kommen, ist das auch für uns gefährlich.“

„Wegen der Dämonen?“

Der Mann, der wahrscheinlich so zwischen 55 und 60 Jahren alt sein mochte, sah uns verwundert an, mit diesen sehr direkten Fragen oder eher eingeworfenen Stichworten, die wie Dolchstiche wirkten, hatte er nicht gerechnet.

Ich hatte mir inzwischen sein Gespann etwas genauer angesehen, darauf lagen allerlei Lebensmittel für den Tagesbedarf, Eier, Brot, Milch, Wurst und ein paar Konserven. Es war weit mehr als eine Person in einem Monat verbrauchen konnte. Daher hatte ich den Eindruck, der Mann müsste für das ganze Dorf eingekauft haben, denn viele Menschen wohnten dort wohl nicht mehr.

„Was wissen Sie von den Dämonen, das ist unser Geheimnis?“

„Nicht genug, aber wir werden auf jeden Fall nach Swampville fahren, wir wollen zu der Kapelle. Bitte erzählen Sie uns mehr, es wird auch ihr Schaden nicht sein.“

„Ich will kein Geld von Ihnen, viel lieber wäre es mir, wenn Sie wieder fahren würden. Sie wollen also auf jeden Fall in unser Dorf, also gut, dann erzähle ich Ihnen die Geschichte, zumindest soweit ich sie kenne.“

Er räusperte sich noch einmal, dann legte er los.

„Also, vor mehr als 300 Jahren fing es an, das war die wilde Zeit der Hexenverfolgungen. Wir bekamen Besuch von dem berühmten Hexenjäger Charles de Bois, der unsere Kapelle als Zentrale benutzte. Er suchte sich ein paar Frauen aus, und er fand auch Hexen unter ihnen. Er wollte sie töten, es kam zum Kampf, dabei wurde de Bois wohl getötet, genauer kenne ich die Geschichte leider nicht. Jedenfalls wurden wir von Dämonen heimgesucht, doch unser Dorfältester konnte einen Vertrag mit ihnen aushandeln. Die Dämonen lassen uns in Ruhe, dafür mussten wir ihnen die Kapelle überlassen, seitdem ist sie kein Gotteshaus mehr, sondern das Gegenteil. Die letzten Jahrhunderte ist nicht mehr viel passiert, doch vor zwei Tagen ging es plötzlich wieder los. Ich glaube, ein Dämon hat sich dort eingenistet, außerdem ist das Amulett wieder

da?“

„Das Dämonius-Amulett?“

„Davon wissen Sie auch? Nun ja, mich wundert nichts mehr. Ja, ich denke, das Amulett ist wieder hier, wird aber streng bewacht.“

„Wissen Sie von wem oder was?“

„Nein, und es interessiert mich auch nicht, ich mache immer einen großen Bogen um die Kapelle.“

„Gibt es jemanden, der uns noch mehr von der Geschichte der Kapelle und des Amuletts erzählen kann?“

„Vielleicht der Pfarrer, er hütet die alten Kirchenchroniken.“

„Das hilft uns schon sehr weiter, danke. Eine Frage hätte ich noch, können wir im Dorf irgendwo übernachten?“

„Ein Hotel oder eine Pension gibt es nicht, aber die alte Mary Gibbins hat ein paar Gästezimmer, das könnte gehen.“

„Danke für ihre Hilfe, wir fahren dann mal weiter.“

„Tun Sie das, Sie hören ja ohnehin nicht auf mich. Aber seien Sie vorsichtig.“

„Danke, werden wir sein.“

Damit war das sehr aufschlussreiche Gespräch beendet und wir gingen zu unserem Auto zurück, während uns das Fuhrwerk bereits überholte.

„Das Amulett ist also wirklich da“, stellte der Professor mit einem Mix aus Freude und Skepsis in der Stimme fest.

„Und es wird bewacht.“

„Sollen wir lieber wieder umkehren?“

„Nein, wir müssen es einfach versuchen. Vielleicht können wir den Leuten aus Swampville auch helfen, die scheinen ein recht hoffnungsloses Leben zu führen.“

„Den Eindruck habe ich auch. Gut, versuchen wir es und fahren weiter.“

Damit hatten wir quasi den „*Point of No Return*“ überschritten, ein Zurück gab es nun für uns nicht mehr.“

Ein paar Stunden früher plagten Superintendent Maxwell ebenfalls gemischte Gefühle, denn das schwerste Gespräch seiner Laufbahn stand ihm kurz bevor.

Geschlafen hatte er nur sehr wenig, trotzdem war er schon früh zum Yard gefahren, um die Akten noch einmal zu prüfen. Vorher war er allerdings noch bei einem befreundeten Richter vorbeigefahren und hatte sich vorsorglich ein paar Haftbefehle geben lassen, seine herausragende Position beim Yard erlaubte ihm dies in Ausnahmefällen auch ohne absolut konkrete Beweise.

9 Uhr war es, als er Chefinspektor Tanner durch seine Sekretärin zu sich bitten ließ. Er hatte Glück, Tanner war nicht im Außeneinsatz unterwegs, allerdings wäre es Maxwell anders fast lieber gewesen.

Tanner war selbst überrascht, als er die Information bekam, eine direkte Aufforderung beim obersten Chef zu erscheinen, bekam er nur selten. Dies konnte Gutes bedeuten, Lob oder sogar Beförderung, aber auch Schlechtes. Und Tanner hatte sofort ein ungutes Gefühl, dies konnte nur Ärger mit sich bringen.

Um den Superintendent nicht noch mehr zu verärgern, beeilte sich Tanner und erschien schon drei Minuten später im Vorzimmer seines höchsten Vorgesetzten. Die Sekretärin war wohl nicht eingeweiht, sie wunderte sich auch ein wenig über die Anordnung ihres Chefs, ließ Tanner dann aber schnell ins das ominöse Zimmer hinein.

„Setzen Sie sich, Tanner, ich habe mit Ihnen zu reden!“

Maxwell war ungehalten, das merkte Tanner sofort. Eigentlich verstanden sich die beiden Männer recht gut, wenn man das bei zwei so unterschiedlichen Menschen überhaupt beurteilen konnte. Einen Gruß verkniff sich Tanner daher ebenfalls und kam nur der Anordnung Maxwells nach.

„Tanner, Sie waren immer einer meiner besten Männer, das wissen Sie selbst. Ich habe Sie immer unterstützt, manchmal auch die schützende Hand ausgebreitet, wenn Sie mal Mist gebaut haben. Das macht ein guter Vorgesetzter nun mal für einen guten Mitarbeiter. Nun habe ich aber ein großes Problem, und eine Lösung ist für mich noch nicht in Sicht.“

Maxwell machte eine kurze Pause, putzte seine Brille und sah Tanner dabei an. Der wusste nicht, was er sagen sollte, aber das war auch nicht nötig, denn Maxwell redete bereits weiter.

„Ich habe mir ihre abgeschlossenen Fälle der letzten Monate angesehen, dabei sind mir etliche Ungereimtheiten aufgefallen. Wollen Sie dazu gleich etwas sagen, oder wollen wir ins Detail gehen?“

„Ich habe in der letzten Zeit meine Arbeit ganz normal wie sonst auch gemacht, noch bin ich mir keiner Schuld bewusst.“

„Gut, dann schauen wir uns mal ein paar Fälle an. Hier, noch aus dem Herbst des Vorjahres. Da wird ein Hausmeister des Kings College während der Arbeit geköpft, und trotz Augenzeugen gibt es keine echte Spur. Mehrere Monate später wird der Fall aber ganz plötzlich von Ihnen als unlösbar abgehakt, obwohl zuvor schon länger gar nicht mehr daran gearbeitet wurde, ist das nicht seltsam? Dann dies hier, im Dezember. Feuer im Kings College, dabei werden zwei Menschen getötet, allerdings nicht durch die Flammen, wie bei der anschließenden Obduktion festgestellt werden konnte. Der Pathologe vermutet einen Mord, Tanner schließt den Fall aber als Unfall ab. Jetzt im neuen Jahr, zwei Morde im Britischen Museum, ein Nachtwächter und ein Ägyptologe, der letztere wurde unter einer umfallenden Mumie zerquetscht. Wieder deutet alles auf Mord hin, doch Chefinspektor Tanner schließt den Fall ab. Dann das tote Mädchen, das in einer Fabrik gefunden wird, offenbar von einem Pfeil durchbohrt. Die Leiche ist blutleer, aber ausgelaufen ist das Blut auch nicht von alleine, denn gefunden wurde es

nicht. Eine Tatwaffe ist nicht vorhanden, daher vermutet der leitende Ermittler einen Unfall. Grotesk geradezu, aber das Beste habe ich noch. In einer Ausstellung brechen angeblich Spinnen aus ihren Terrarien aus und fallen Menschen an. Ein *alter Bekannter* leitet das Einsatzkommando, obwohl er gar nichts mit dem Fall zu tun hat, das finde ich schon recht seltsam. Als die Männer dann aber das Museum stürmen, finden sie überhaupt keine Spinnen mehr vor, stattdessen gibt es zwei Leichen, und ein weiterer Mann ist verschwunden, zusätzlich haben mehrere Menschen Bisse durch giftige Spinnen erlitten, überleben zum Glück aber. Eigentlich wäre danach eine vernünftige Untersuchung fällig, doch der Verantwortliche ordnet sie nicht an und will das Ganze als Massenhysterie abhaken. So, das war alles, denke ich, nun möchte ich gerne ihre Meinung dazu hören, Kollege.“

Maxwell hatte seiner Stimme einen lässigen und ironischen Ton gegeben, doch Tanner ahnte, wie es in seinem Vorgesetzten aussah, dafür kannte er Maxwell lange genug. Leicht war diesem der Vortrag nicht gefallen, und Tanner wollte Maxwell auch ungern noch weiter enttäuschen. Doch was konnte er dem Superintendenten sagen?

Die Wahrheit nicht, die würde ihm dieser nicht glauben, denn Geschichten von Teufelszwerge, Vampire und Riesenspinnen waren einfach für den normalen Menschen zu abwegig. Lügen wollte Tanner aber eigentlich auch nicht, dafür hatte er zu viel Achtung vor Maxwell, daher zierte er sich etwas mit dem Beantworten der Frage.

„Nun, was soll ich dazu sagen? Das waren alles recht komplizierte Fälle. Bei dem Hausmeister konnten wir zum Beispiel überhaupt kein Motiv und keine Spuren entdecken, wir hatten nicht die Spur eines Ansatzpunktes. Daher habe ich den Fall abgeschlossen, um andere Fälle mit größeren Erfolgsaussichten zu bearbeiten.“

„Erzählen Sie keinen Unsinn, Tanner, das glaube ich Ihnen einfach nicht. Selbst wenn es keine Spuren gibt, wird der Fall nicht so schnell als abgeschlossen klassifiziert.“

„Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen, tut mir leid.“

„Ich sehe schon, Sie wollen nicht mit der Sprache raus, gut, dann weiter im Text. Ich war wirklich fleißig, muss ich Ihnen sagen, ich habe noch mehr herausgefunden. Da die Berichte sehr ordentlich geführt worden sind, konnte ich mir ansehen, was für Zeugen es bei den einzelnen Fällen gab, und dabei ist mir etwas sehr Interessantes aufgefallen. Soll ich es Ihnen erzählen?“

Tanner ahnte weitere Schwierigkeiten auf sich zukommen würden, daher reagierte er gar nicht. Maxwell war aber jetzt voll in Fahrt und setzte daher auch so fort.

„Fangen wir wieder mit dem Hausmeister an, da haben wir eine Zeugin, eine Frau also. Ihr Name ist Clarissa Hyde, und sie hat die Täter gesehen, ist wahrscheinlich sogar von ihnen angegriffen worden. Eine hilfreiche Beschreibung erhalten wir aber trotzdem nicht. Und wer ist beim Brand im College wieder mit dabei, wird sogar verletzt? Sie raten richtig, Tanner, eben diese Clarissa Hyde. Zum Museum, da findet eine junge Frau die erste Leiche, ihr Name ist Terry Robinson. Was hat das damit zu tun, werden

Sie fragen, ich werde es aufklären, indem ich zunächst weitermache, denn bei der Sache mit den Spinnen haben wir diesmal zwei junge Frauen als Zeugen, die Namen werde ich Ihnen wohl nicht mehr verraten müssen. Und dann der letzte Fall, mit der durchbohrten Frauenleiche. Diesmal gibt es keine Zeugen und keine brauchbaren Spuren, aber ich habe mit der Mutter der Toten gesprochen und in das Kondolenzbuch geschaut, und welche beiden Namen finde ich da wohl? Ziehen wir ein kurzes Resümee, wir haben es mit fünf ungewöhnlichen Fällen zu tun, dabei taucht viermal der Name Clarissa Hyde und dreimal der Name Terry Robinson auf. Und nun erklären Sie mir bitte, ob das Zufall sein kann?“

Tanner sagte nichts, sein Gesicht hatte sich während der Ansprache verzerrt, fieberhaft suchte er nach einer Lösung. Er wollte Clarissa und ihre Freunde beschützen, doch die Konflikte zu seiner Arbeit wurden zu groß. Er musste seinem Chef etwas erzählen, aber was?

„Nein, das ist kein Zufall, ich kenne die beiden Frauen. Sie haben mir bei der Bearbeitung ein wenig geholfen, weil die Fälle so außergewöhnlich waren.“

Maxwell schüttelte den Kopf, ihm gefielen Tanners Worte gar nicht.

„Erzählen Sie mir nichts, ich glaube Ihnen kein Wort mehr. Das hört sich an, als wären das zwei weibliche, fast minderjährige Privatdetektive, die der Polizei bei der Lösung von Kriminalfällen helfen würden. Im Krimi mag das funktionieren, aber nicht in der Realität. Ich glaube viel mehr, dass die beiden sehr direkt mit den Fällen zu tun haben, möglicherweise sogar selbst die Täter sind. Und sie decken die beiden Damen, weshalb auch immer.“

„Nein, das stimmt nicht, sie sind unschuldig, das müssen Sie mir glauben.“

„Können Sie das beweisen?“

„Hmmm, ich fürchte nicht so leicht. Aber können Sie das Gegenteil beweisen?“

„Nein, aber ich habe es vor. Und deshalb werde ich die beiden nun verhaften und verhören lassen, dann werden wir die Wahrheit schon herausfinden.“

Tanner schluckte, das hatte er nicht erwartet. Clarissa und Terry sollten verhaftet werden, das war eine Katastrophe, denn auf den ersten Blick konnte man sie wirklich gut für Täter halten. Ihre Unschuld zu beweisen, würde bestimmt sehr schwer werden.

Wir folgten der Wegbeschreibung des Fremden, auch wenn wir dabei ein etwas mulmiges Gefühl hatten. Der Sumpf kam uns nämlich immer näher und umgab die immer kleiner werdende Straße von zwei Seiten. Es stank erbärmlich, außerdem fanden die Sonnenstrahlen kaum noch einen Weg durch die dichter werdenden, im Sumpf stehenden Bäume, so dass es gleichzeitig merklich kühler wurde.

Zehn Minuten waren wir schon sehr langsam durch diese ungastliche Gegend gefahren, der Professor hatte die Geschwindigkeit wegen der schlechten Straße deutlich reduzieren müssen.

„Ob uns der alte Mann die Wahrheit gesagt hat“, fragte mich der Professor plötzlich, denn er war sehr unsicher, ob wir auf dem richtigen Weg waren.

„Sie meinen, weil er uns nicht in Swampville haben wollte?“

„Genau, wäre doch ein guter Grund, uns in die falsche Richtung zu schicken.“

„Ja, aber das glaube ich nicht. Der Mann schien mir ehrlich zu sein, ich denke wir sind hier richtig. Sehen Sie doch da vorne, Professor, wird es da nicht heller?“

„Stimmt, vielleicht ist das unser Ziel.“

Wir fuhren langsam weiter, denn die Straße war wirklich schlecht, teilweise konnte man unter der schlammigen Oberfläche die tiefen Schlaglöcher gar nicht erkennen. Die Stoßdämpfer waren auf jeden Fall gut beschäftigt. Lange dauerte es aber nicht mehr, und wir waren dort, wo es wieder heller wurde, die Bäume und der Sumpf sich ein wenig von der Straße entfernten.

Wir befanden uns plötzlich auf einer riesigen Lichtung, die komplett von Sumpf und Wald umgeben war. Aber sie war groß genug, so dass Sonne einfallen und die Szenerie des kleinen Dorfes Swampville erleuchten konnte.

Ich wollte erst zählen, schätzte die Anzahl der völlig aus Holz gebauten Häuser dann aber stattdessen auf ungefähr 20. Sie waren in mehreren konzentrischen Kreisen angeordnet, so dass sich im Inneren des kleinsten Kreises ein kleiner Platz gebildet hatte, vielleicht ein Marktplatz oder Versammlungsort. Dort stand auch die eher kleine Kirche, die sich nur knapp von den umliegenden Häusern abhob, eigentlich eine Seltenheit, denn meistens überragen Kirchen alles andere deutlich.

Hier war das aber nicht so, und ich vermutete, das musste an der Kapelle liegen. Sie befand sich hinter dem Dorf und war deshalb von hier aus nicht komplett zu erkennen, dafür überragte sie aber alles andere, wie es allgemein für Kirchen so üblich ist.

Menschen sahen wir nur wenige, ein Mann saß auf einer Bank vor einem der Häuser, eine Frau ging gerade quer über die Straße und musterte den näher kommenden Wagen neugierig.

Hier war wirklich die Zeit stehen geblieben, alles erinnerte eher an das 19. Jahrhundert als an unsere moderne Zeit, die gerade das 21. Jahrhundert begonnen hatte. Ich fragte mich, ob es hier überhaupt Elektrizität gab, Anzeichen dafür konnte ich bisher keine entdecken. Es gab keine Lampen draußen, keine Satellitenschüsseln, keine Autos, nur ein weiteres Fuhrwerk sah ich noch hinter einem der Häuser stehen.

„Man kommt sich vor wie in der Vergangenheit“, stellte der Professor fest, der ebenfalls nicht mit einem solchen Anblick gerechnet hatte.

Ich sagte nichts, aber ich hätte das gleiche sagen können.

„Wir sollten uns zunächst ein Quartier suchen, denn den ganzen Rückweg möchte ich heute nicht mehr fahren.“

„Wir können den Mann dort mal fragen, wo wir das Haus von Mary Gibbins finden, das hatte uns der alte Mann ja vorgeschlagen.“

„Gut, machen wir das. Ich parke den Wagen hier am Ortseingang, die paar Meter können wir laufen.“

Während der Professor unsere kleinen Reisetaschen aus dem Auto holte, ging ich schon zu dem Mann herüber, der noch immer auf der Bank saß und uns die ganze Zeit über beobachtet hatte.

Er mochte um die 65 Jahre alt sein, vielleicht auch ein paar Jahre älter. Im rechten Mundwinkel hing die Pfeife, die in der hier recht kühlen Luft deutlich sichtbaren Rauch erzeugte.

Das Haus, vor dem er saß und das wahrscheinlich sein eigenes war, wirkte ein wenig baufällig, ein paar einzelne Anzeichen von notdürftigen Reparaturen konnte man ebenfalls erkennen.

„Schönen guten Tag, mein Herr, ich habe eine Frage.“

Er antwortete nicht, zumindest nicht richtig, wenn man das Grunzen überhaupt so auslegen wollte. Sein Gesicht zeigte dabei keine Regung, weder im positiven noch im negativen Sinn.

„Wir würden gerne hier im Dorf übernachten, wo finden wir das Haus von Mary Gibbins?“

Mit der linken Hand griff er nach seiner Pfeife und hob sie ein Stück an, dabei deutete er mit der rechten Hand nach hinten.

„Das dritte Haus rechts“, war die etwas brummige Antwort, die mir aber völlig reichte. Ein Übermaß an Höflichkeit legten die Menschen hier nicht an den Tag, aber Besuch war man hier ja auch nicht gewöhnt.

„Danke schön, und einen schönen Tag noch.“

Eine Antwort bekam ich nicht, stattdessen zog der Mann wieder an seiner Pfeife. Ich wusste, was ich wissen wollte, und ging wieder auf die kleine Straße zurück, an der Professor Robson schon auf mich wartete.

„Das dritte Haus rechts“, sagte ich nur, er wusste sofort Bescheid.

Gemächlich schlenderten wir durch den Ort, dabei wurden wir bestimmt von vielen neugierigen Augenpaaren beobachtet. Ab und zu sah ich Schatten oder Bewegungen hinter den Fenstern, doch zeigen wollte sich niemand.

„Hier ist es, ich klopfe mal.“

Es dauerte eine halbe Minute, dann hörten wir Schritte von innen aufklingen, einen Augenblick später wurde uns die Tür geöffnet.

Eine Frau steckte den Kopf heraus, mit schon weißen Haaren, altmodisch gekleidet und wahrscheinlich schon deutlich über 70 Jahre alt.

„Was kann ich für Sie tun“, war ihre Frage, die freundlich wirken sollte, aber einen etwas lauernden Unterton beinhaltete.

„Sind Sie Mrs. Gibbins?“

Sie nickte nur, was den Professor animierte, weiter zu sprechen.

„Wir suchen ein Quartier für eine Nacht, man hat uns erzählt, Sie hätten ein paar Fremdenzimmer.“

„Das stimmt, aber Sie sollten Swampville lieber wieder verlassen. Es ist nie gut, wenn Fremde bei uns sind.“

„Es ist aber wichtig, dass wir einen Tag hierbleiben, Mrs. Gibbins. Es wäre wirklich sehr nett, wenn wir bei Ihnen übernachten könnten.“

„Gut, wenn es unbedingt sein muss. Kostet 15 Pfund pro Person pro Nacht, inklusive Frühstück. Aber ich vermiete nur für diese eine Nacht, Bezahlung im Voraus.“

Der Professor war einverstanden und gab der Frau das Geld, dann bat sie uns hinein.

„Wollen Sie ein oder zwei Zimmer?“

„Zwei Zimmer, bitte.“

„In Ordnung, mehr Zimmer habe ich auch nicht. Folgen Sie mir bitte, die Zimmer sind oben.“

Wir gingen hinter der Frau her, die langsam freundlicher zu werden schien, schließlich wurde sie uns ja vor morgen nicht mehr los. Die Treppe nach oben war wie das ganze Haus aus Holz gebaut, das hier schließlich im Überfluss vorhanden war. Ich hatte zwar kein gutes Gefühl, weil sie kräftig knarrte, aber Zusammenbrechen musste sie ja jetzt nicht gerade.

„Sie können dieses Zimmer nehmen, Fräulein, ihr Zimmer wäre dann nebenan, mein Herr.“

„Danke schön.“

Ich sah mir das Zimmer an, es war klein und rustikal, aber sehr sauber und wirkte auch irgendwie gemütlich. Ein Bad mit Dusche oder Toilette gab es nicht, die waren auf dem Gang, wie Mrs. Gibbins uns zwischenzeitlich erzählt hatte. Zufrieden stellte ich meine kleine Tasche auf das bequem aussehende Bett, dann drehte ich mich wieder um.

„Sehr nett, Mrs. Gibbins, das Zimmer gefällt mir.“

Ich hatte mit einer Antwort gerechnet, mit einer Reaktion, stattdessen sah sie mich prüfend an, sie musterte mich. Fast eine halbe Minute starrte sie mich so komisch an, dabei schien sie in ihrem Gedächtnis nach Informationen zu graben, denn gleichzeitig dachte sie offensichtlich angestrengt nach.

„Waren Sie schon einmal hier“, fragte sie mich plötzlich.

„Nein, bestimmt nicht.“

„Sie kommen mir bekannt vor, irgendwo habe ich ihr Gesicht schon einmal gesehen.“

Sie starrte mich weiter an, während ich nur mit den Schultern zuckte und den Professor ansah, der ebenfalls nicht wusste, was er sagen sollte.

„Wie ist ihr Name, mein Kind?“

„Clarissa Hyde.“

„Hyde, das ist es, jetzt weiß ich wieder, woher ich ihr Gesicht kenne. Ich habe es in

einer der Kirchenchroniken gesehen und dort auch den Namen gelesen.“

„Aber wie soll mein Gesicht dorthinein kommen?“

„Wahrscheinlich waren Sie es nicht selbst, vielleicht eine Ahnherrin von Ihnen, aber die Ähnlichkeit ist frappierend, da bin ich mir sicher.“

„Wo finden wir die Kirchenchroniken“, wollte ich wissen, denn meine Neugier war erwacht, vielleicht konnten sich hier ganz unerwartet wichtige Informationen finden lassen.

„Der Pfarrer bewahrt sie in seiner Bibliothek auf, sein Haus liegt direkt neben der Kirche, Sie können es gar nicht übersehen.“

„Wollen wir gleich hin“, wollte ich diesmal vom Professor wissen, der natürlich auch merkte, wie nervös ich geworden war.

„Klar, machen wir. Danke, Mrs. Gibbins, Sie haben uns sehr geholfen. Wir sehen uns später noch, jetzt gehen wir erst einmal zu ihrem Pfarrer.“

Mary Gibbins nickte, während wir schon auf dem Weg nach draußen waren. Mich hatte eine gewaltige Spannung ergriffen, was würden wir hier erfahren können? Was konnte in den Chroniken stehen? Etwas über mich, meine Vorfahren, oder sogar über meine Eltern? Alles war möglich.

Superintendent Maxwell ließ nichts anbrennen, seine Organisation funktionierte reibungslos. Schon zehn Minuten später saßen er und Tanner in einem gepanzerten Einsatzwagen, in dem neben Fahrer und Beifahrer vier weitere Personen Platz finden konnten. Das Fahrzeug war kein typischer Transporter für Häftlinge, aber es konnte durchaus für diesen Zweck verwendet werden.

Neben den beiden Beamten vorne hatte Maxwell noch einen weiteren, normalen Polizeiwagen mit drei Mann Besatzung mitgenommen. Er war ein vorsichtiger Mann, denn er wusste wirklich nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte. Vielleicht waren die beiden Ziele der Aktion gefährlich, und da wollte er kein unnötiges Risiko eingehen.

Blaulicht schalteten sie nicht ein, aber auch so kamen die beiden Fahrzeuge gut voran, die Rush Hour war schon vorbei. Teilweise machten die anderen Verkehrsteilnehmer freiwillig Platz, denn die beiden Polizeifahrzeuge waren für jeden gut zu erkennen.

Maxwell war gut auf dem Laufenden, Tanner hatte ihm nicht einmal Informationen über den Aufenthaltsort von Clarissa und Terry geben müssen, das wusste Maxwell bereits alles.

Die beiden Männer sprachen unterwegs kaum ein Wort miteinander, Tanner machte sich fieberhaft Gedanken, wie er aus dieser prekären Lage herauskommen konnte. Er schalt sich selbst einen Narren, weil er geglaubt hatte, seine kleinen Manipulationen würden nicht entdeckt werden.

Doch Maxwell war ein verdammt kluger Kopf, und alleine deshalb war es Unsinn gewesen, es überhaupt versucht zu haben. Nun musste Tanner eine Lösung finden, nicht nur für sich, sondern auch für seine neuen Freunde.

Aber was konnte er machen? Die Wahrheit würde ihm Maxwell nicht glauben, und Beweise konnte Tanner leider nicht herzaubern. Und belügen konnte er Maxwell nicht, der würde ihm die Lügen sicherlich auch nicht abnehmen. Außerdem wollte Tanner nicht mehr lügen, er hatte schon viel zu oft etwas Falsches gemacht.

„Ich sehe Ihnen an, dass Sie über die Situation nachdenken, Tanner. Reden Sie endlich, dann kann ich Ihnen vielleicht auch helfen, bevor es zu schlimm wird.“

„Wenn das mal so einfach wäre, Sir, es geht ja nicht nur um mich.“

„Dann geben Sie endlich zu, mit dieser Clarissa Hyde etwas zu tun zu haben?“

„Das kann ich gerne zugeben, Sir, wir kennen uns, das stimmt.“

„Und ..., weiter?“

„Ich kann Ihnen nichts erzählen, was Sie mir glauben würden, Sir, also warte ich lieber ab, wie sich das Ganze weiterentwickelt.“

„Gut, Tanner, ihre Entscheidung. Sie müssen aber auch mit den Konsequenzen leben, das ist Ihnen hoffentlich klar?“

Eine Antwort gab Tanner nicht mehr, damit herrschte bis zum Ziel Funkstille zwischen den beiden ungleichen Männern. Lange dauerte die Fahrt auch nicht mehr, dann hielten die Fahrzeuge direkt vor dem Studentenwohnheim. Im Halteverbot zwar, aber einen Strafzettel würde ihnen wohl kaum jemand verpassen.

„Tanner, Sie und zwei Mann kommen mit mir. Wilson, Sie gehen zum Hintereingang, Smith wartet am Vordereingang, Sticks bleibt bei den Wagen. Alles klar? Dann los, meine Herren.“

„Ist mit Widerstand oder Flucht zu rechnen, Sir“, wollte der Dienstälteste der beiden Begleiter Maxwells wissen.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, Miller, ich weiß dafür zu wenig über die Verdächtigen. Wir sollten ein wenig Vorsicht walten lassen, aber ich rechne nicht mit größeren Problemen.“

„In Ordnung, Sir.“

Die vier Männer gingen durch das Gebäude, Tanner führte sie, denn er wusste, wo die Wohnungen der beiden jungen Frauen lagen. Dann blieb er stehen und deutete auf die Tür zu seiner linken.

„Hier wohnt Clarissa Hyde, die nächste Wohnung ist die von Terry Robinson.“

„Danke, Tanner. Ich klopfe zunächst hier, Sie gehen zu der anderen Tür, Miller.“

„Nur klopfen Sir?“

„Ja, zunächst. Wenn niemand öffnet, können wir die Türen später immer noch aufbrechen.“

„Gut, Sir.“

Maxwell hatte als erster gegen die Tür geklopft, sehr laut, so dass man es drinnen auf jeden Fall hören musste. Doch eine Reaktion konnte er nicht hören, das einzige vernehmbare Geräusch war das Klopfen Millers gegen die Tür zu Terrys Appartement.

„Sir, es ist jemand da, ich höre Schritte.“

Der andere Polizist blieb vor Clarissas Tür, Maxwell und Tanner gingen zu Terrys Eingangstür und bekamen so mit, wie eine junge, blonde Frau die Tür öffnete.

Es war Terry, und im ersten Augenblick erschrak sie ein wenig, denn einen Polizisten hatte sie nicht vor ihrer Tür erwartet. Dann entdeckte sie die beiden anderen Männer und erkannte sofort einen von ihnen.

„Nanu, Chefinspektor Tanner, was machen Sie hier?“

Tanner bekam gar keine Gelegenheit, eine Antwort zu geben, denn Superintendent Maxwell hatte sich bereits vorbei geschoben und redete auf Terry ein.

„Sind Sie Terry Robinson?“

„Ja, was kann ich für Sie tun?“

„Dürfen wir eintreten, wir sollten das nicht hier auf dem Flur besprechen?“

Terry gab keine Antwort, sondern trat zur Seite und machte eine einladende Geste. Der junge Konstabler blieb draußen, aber Maxwell, Tanner und Wilson nahmen die Gelegenheit wahr.

„Setzen Sie sich bitte“, sagte Terry und deutete dabei auf den Tisch mit den drei Stühlen darum. Wilson blieb an der Tür stehen, so setzte sich Terry ebenfalls, dabei wurde sie von Superintendent Maxwell aufmerksam beobachtet.

Er stellte sich so einige Fragen, unter anderem, ob diese junge Frau etwas Verbotenes, vielleicht sogar einen Mord begangen haben konnte. Der erste Eindruck sagte nein, aber Maxwell hatte schon so einiges erlebt, da wollte er sich nicht zu sehr auf den ersten Eindruck verlassen.

Terry trug eine bequeme blaue Jeans, dazu Turnschuhe und eine rote Bluse. Sie war gerade im Café von Tommys Eltern gewesen, um dort zu frühstücken, dabei war sie zurück leicht gejoggt. Demzufolge war sie ein wenig außer Atem, was Maxwell allerdings als Nervosität deutete.

„Mrs. Robinson, wissen Sie, weshalb wir hier sind?“

„Nein, aber es wäre nett, wenn Sie es mir sagen würden. Außerdem wüsste ich gerne, wer Sie sind.“

„Entschuldigen Sie bitte, ich bin Superintendent Maxwell von Scotland Yard und damit auch Vorgesetzter von Chefinspektor Tanner. Zunächst eine Frage, woher kennen Sie ihn, und wie gut kennen Sie ihn?“

„Eine komische Frage, aber in Ordnung, ich will sie Ihnen beantworten. Wir haben uns im Krankenhaus kennen gelernt, als meine Freundin Clarissa Hyde dort lag und vom Chefinspektor verhört werden sollte. Wir haben uns danach noch ein, zwei Mal gesehen, öfter nicht.“

„Ich will ehrlich zu Ihnen sein, es hat einen besonderen Grund, dass wir hier sind. Es gab Unregelmäßigkeiten in den Akten der vom Chefinspektor untersuchten Fälle, und meistens spielen Sie oder Clarissa Hyde dabei eine wichtige Rolle. Ich kenne die Hintergründe noch nicht, doch ich habe mir einen Haftbefehl gegen Sie beide ausstellen lassen, und bin hier, um diesen zu vollstrecken.“

„Einen Haftbefehl“, fragte Terry ganz überrascht, denn mit dieser Entwicklung hätte sie nie gerechnet.

„Wir haben doch gar nichts getan.“

„Sie stehen in Verbindung mit mehreren Tötungsdelikten, die ich zurzeit untersuche, deshalb der Haftbefehl.“

„Sie meinen, wir werden verdächtigt, Morde begangen zu haben“, fragte Terry ganz entrüstet.

„So einfach ist es nicht, aber Sie haben etwas damit zu tun, und das müssen wir klären. Wo befindet sich Mrs. Hyde?“

„Clarissa? Die ist nicht hier.“

„Etwas genauer wüsste ich es schon gerne. Wenn Sie Informationen zurückhalten, wird das bestimmt nicht vorteilhaft für Sie sein. Umso früher wir die Fälle klären, desto besser ist es für alle Beteiligten. Wenn Sie wissen, wo ihre Freundin ist, dann heraus damit.“

„Gut, sie wollte nach Swampville fahren.“

„Swampville, was ist das, ein Ort? Habe ich noch nie gehört, wo soll das sein?“

„Kann ich Ihnen auch nicht sagen, aber sie ist vor nicht allzu langer Zeit aufgebrochen, heute Morgen.“

Maxwell dachte einen Augenblick nach, diese Gelegenheit nutzte der an der Tür wartende Miller und meldete sich zu Wort.

„Sir, ich weiß, wo sich dieser Ort befindet, wenn es denn der Richtige ist, aber ich denke schon.“

„Erzählen Sie, Miller!“

„Ich komme aus dieser Gegend, der nächste größere Ort ist Sleaford. Swampville ist eine ganz kleine Ortschaft, komplett von Sumpf umschlossen und abseits der größeren Straßen gelegen.“

„Dann rufen Sie bitte in der dortigen Polizeistation an und lassen diese Clarissa Hyde von den Kollegen vor Ort verhaften.“

„Das wird nicht gehen, Sir, aus zwei Gründen. Swampville hat keine eigene Polizei und auch kein Telefon. Die Ortschaft ist quasi von der Außenwelt abgeschottet, Technik gibt es dort nicht, kein Fernsehen, kein Telefon, nicht einmal Autos.“

„Und das in der heutigen Zeit, unglaublich.“

Miller zuckte nur mit den Schultern, er konnte es auch nicht fassen, obwohl er Swampville und seine Besonderheiten kannte.

„Wie lange fahren wir bis Swampville?“

„Gute 2,5 Stunden, Sir, wenn wir ohne Probleme durchkommen.“

„Gut, dann fahren wir selbst nach Swampville, auch wenn mir das nicht so richtig passt. Und Sie kommen mit, Mrs. Robinson, wir werden uns unterwegs noch ein wenig unterhalten.“

Es waren nur wenige Meter bis zu der kleinen Kirche, die im Vergleich zu der gewaltigen Kapelle unbedeutend und unscheinbar wirkte. Zu der Kapelle wollten wir natürlich auch noch, aber vorher galt es, Informationen zu sammeln, denn wir wussten nicht, was wir in der Kapelle zu erwarten hatten.

Vor der Kirche angekommen, reichte ein kurzer Blick, und wir hatten das Pfarrhaus entdeckt, das direkt neben der Kirche lag. Zu sehen war niemand, also klopfen wir gegen die massive Holztür.

Es dauerte vielleicht eine halbe Minute, dann hörten wir Schritte, einen Augenblick später wurde uns die Tür geöffnet.

Der Mann, der uns ein wenig müde anblickte, wirkte auf den ersten Blick gar nicht wie ein Pfarrer. Dies lag wohl vor allem daran, dass er nicht die typische Tracht am Körper hatte, sondern sehr legere Kleidung, wie man sie eben so im Haus trug. Der Mann war klein, vielleicht 1,70 Meter, die Haare auf seinem Kopf waren eher spärlich, eine kleine kreisförmige Lücke war dort ebenfalls bereits zu erkennen. Das Alter schätzte ich auf ungefähr 50, damit könnte er noch zu den jüngsten Personen im Dorf, die wir bisher getroffen hatten.

Er schaute uns etwas erstaunt an, denn mit Fremden hatte er wahrscheinlich nicht gerechnet. Trotzdem setzte er ein freundliches Lächeln auf, welches natürlich wirkte und nicht gequält bei uns ankam.

„Oh, Besuch. Ich wünsche Ihnen einen schönen Guten Tag.“

„Den wünschen wir Ihnen auch, Herr Pfarrer. Hätten Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit für uns, wir würden gerne mit Ihnen sprechen?“

„Natürlich. Geht es um etwas Persönliches, oder hat es mit der Kirche zu tun?“

„Von beidem etwas.“

„Gut, dann werde ich kurz meinen Talar anziehen. Setzen Sie sich doch bitte so lange ins Wohnzimmer, hier vorne rechts, ich komme sofort wieder.“

„Danke, das werden wir machen.“

Während wir dem Wunsch des Pfarrers entsprachen, ging er weiter, wahrscheinlich in sein Schlafzimmer. Einen Augenblick würde es dauern, so konnten wir uns etwas umsehen.

Das Wohnzimmer war recht spartanisch eingerichtet, keine Polstermöbel, nur ein Tisch, ein paar Stühle und ein Regal mit Büchern. An die fehlende Technik hatte ich mich ohnehin langsam gewöhnt, auch wenn es mir schwerfiel. Ich wollte noch einen

Blick auf die Bücher werfen, da hörten wir schon die Schritte unseres Gastgebers.

Jetzt sah der Mann auch endlich wie ein Mann der Kirche aus, es stimmt schon, wenn man sagt, Kleider machen Leute.

„So, da bin ich wieder. Setzen Sie sich doch bitte.“

„Danke schön.“

Wir setzten uns, der Pfarrer nahm ebenfalls Platz auf einem der Stühle Platz.

„Kann ich Ihnen vielleicht etwas zu trinken anbieten?“

Der Professor sah mich an, er lehnte dann aber für uns ab, als ich den Kopf schüttelte.

„Sie kommen nicht aus der Gegend hier, was verschlägt Sie ausgerechnet nach Swampville, und dann zu mir?“

„Wir kommen aus London, weil wir hier etwas suchen. Mein Name ist Professor Samuel Robson, ich bin Kunsthistoriker, und dies ist Clarissa Hyde, meine Assistentin.“

„Freut mich, ich bin Pfarrer Samson. Aus London kommen Sie extra zu uns? Dann werden Sie wahrscheinlich einen guten Grund für die lange Fahrt haben.“

„Den haben wir in der Tat. Wir haben einen Hinweis erhalten, dass hier in Swampville ein wertvolles Artefakt aufbewahrt werden soll.“

Der Pfarrer nickte und seufzte gleichzeitig. Anschließend räusperte er sich noch, bevor er antwortete.

„Es ist überraschend, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben, so schnell vor allem. Es dringt nur selten etwas aus Swampville nach außen, noch seltener aber bis nach London. Ich weiß, weshalb Sie hier sind, es geht um das Dämonius-Amulett, nicht wahr?“

„Das stimmt, aber wird es denn nicht schon längere Zeit hier versteckt?“

„Ja und nein, das ist eine lange Geschichte, eigentlich die Geschichte unseres Dorfes. Es ist aber keine schöne Geschichte, muss ich Ihnen sagen.“

„Wenn es um Hexen und Dämonen geht, können Sie frei sprechen, Herr Pfarrer, wir werden nichts davon weitererzählen.“

„Gut, Sie sollen all das erfahren, was außerhalb des Dorfes kaum jemand weiß, denn wir schweigen meist, wenn es darum geht. Die Geschichte beginnt zur Zeit der Hexenverfolgungen im 17. Jahrhundert. Bis zu diesem Zeitpunkt war Swampville ein Dorf wie jedes andere in dieser Gegend. Am Puls der Zeit, wie man heute vielleicht sagen würde, waren wir nie, aber auch nicht so weit in der Zeit zurück wie heutzutage. Die Kirche stand damals noch nicht, die große Kapelle war das einzige Gotteshaus hier. Im ganzen Land wurden die Hexen, meistens unschuldige Frauen, gnadenlos verfolgt, geprüft und dann verbrannt, wenn sie nicht schon vorher gestorben waren. In Swampville war das noch nicht so weit verbreitet, deshalb hatte mein Vorgänger hier einen recht ruhigen Job. Bis zu dem Tag, an dem Charles de Bois hier bei uns auftauchte.“

„Der Hexenjäger?“

„Ja, ich sehe, Sie sind gut informiert, junge Dame. De Bois war damals eine Berühmtheit, deren Ruf sogar bis zu uns vorgedrungen war. Er erzählte unserem damaligen Dorfältesten, er wolle eine Weile bleiben, um bei uns Hexen zu suchen. Leider erlaubten wir ihm dies, so nahm das Unheil seinen Lauf. De Bois hatte den Ruf, Hexen zielsicher erkennen zu können, so brauchte er eigentlich keine Unschuldigen zu töten, nur richtige Hexen sollten den Tod durch ihn finden. Er begann auch sofort mit seiner Suche, die aber zunächst nicht von viel Erfolg gekrönt war, es gab keine Hexen bei uns im Dorf. Leider nutzte er seine Machtposition durch seine Truppe bestehend aus 12 Söldnern so sehr aus, dass unsere jungen Frauen trotzdem nichts in dieser Zeit zu lachen hatten. Wer sich verweigerte, wurde vergewaltigt und dann ermordet, es war eine schlimme Zeit. Ein paar Wochen hielt dieser Zustand an, bis Charles de Bois plötzlich eine echte Hexe fand. Sie war nur auf der Durchreise, doch der Hexenjäger ließ sie gefangen nehmen und an einen Baum fesseln. Die arme Frau war schon auf dem Weg zur Verbrennung, da tauchten plötzlich zwei weitere Hexen auf, echte Hexen auf jeden Fall, und sie bekämpften sich.“

„Drei Hexen in Swampville, da muss es hoch her gegangen sein“, fragte ich zwischen.

„Ja, leider sind ab diesem Zeitpunkt die Eintragungen kaum noch vorhanden, denn es trat ein Zustand des Chaos ein. Die Hexen bekämpften sich untereinander und gleichzeitig auch de Bois, dabei wurde unter anderem der damalige Pfarrer getötet. Auch de Bois starb, was mit den Hexen passierte, wird nicht mehr erwähnt. Der Hexenjäger hat uns aber etwas hinterlassen, was uns immer noch nicht zur Ruhe kommen lässt.“

„Das Amulett?“

„Genau, das Dämonius-Amulett. Es war immer die wichtigste Waffe für den Hexenjäger gewesen, eine mächtige Waffe gegen jede Magie, ob schwarz oder weiß. Ein großer Dämon tauchte nach dem Tod des Manns auf und beanspruchte das Amulett für sich, doch er konnte es nicht an sich nehmen, die Kraft des Artefakts war auch für den Dämon zu groß. Das Wesen drohte, das Dorf und alle Menschen zu vernichten, so handelte unser Ältester einen Vertrag mit dem Dämon aus. Die Menschen wurden verschont, doch sie durften ihr Dorf nicht mehr verlassen, denn sie erhielten den Auftrag, das Amulett zu bewachen. Es kam in die Kapelle, die daraufhin von den Mächten der Finsternis entweiht wurde. Einige Jahre blieb das Amulett dort, doch dann brauchte der Dämon es, irgendwie konnte er es jetzt mit sich nehmen, für uns blieb aber leider alles beim Alten.“

„Und jetzt ist es wieder da?“

„Ja, vor wenigen Tagen tauchte ein Dämon, ein Zwerg auf, und ließ sich in der Kapelle nieder. Ich habe das Amulett selbst nicht gesehen, aber eine alte Frau war

neugierig und hat durch das Fensterglas in die Kapelle hineingeschaut, wo sie das Amulett entdecken konnte. Sie bekam aber gleich die Quittung für ihre Neugier, denn wenige Augenblicke später verlor sie ohne äußere Einwirkung ihr Augenlicht.“

„Das ist ja furchtbar“, warf ich bestürzt ein.

„In der Tat. Seitdem liegt eine ungewöhnliche Spannung in der Luft, jeder weiß, dass bald etwas passieren wird. Vielleicht ist ihre Ankunft dieses Ereignis, auf das alle irgendwie warten?“

„Das wäre möglich, aber ich hätte da noch ein paar weitere Fragen. Die Menschen wurden wirklich dazu verdammt, hier im Dorf zu bleiben?“

„Ja, denn niemand sollte erzählen, was es mit dem Dorf auf sich hatte. Wir dürfen das Dorf nur kurz verlassen, meistens erledigt der alte Paddy alles Nötige, fährt ins nächste Dorf, kauft ein und so weiter. Die meisten haben sich damit arrangiert, nur für die jungen Menschen war es immer schwer. Aber der Dämon hatte versprochen, alle, also das ganze Dorf, zu töten, wenn wir uns nicht alle an die Bedingungen halten sollten. Und bis jetzt haben wir das getan.“

„Wissen Sie, warum das Amulett wieder da ist?“

„Nein, aber es wird einen Grund haben, da bin ich mir sicher.“

Ich brauchte nicht mit dem Professor zu reden, wir wussten auch so, dass wir der Grund waren. Die Dämonen wollten uns eine Falle stellen, aber wer steckte dahinter?

„Können Sie uns sagen, welcher Dämon das Dorf damals quasi verflucht hat?“

„Ja, es ist die rechte Hand des Teufels, sein Name ist Rufus.“

Da hatten wir es, unser *alter Freund* Rufus steckte dahinter, wer auch sonst? Nun machte plötzlich alles Sinn, es sollte mit Sicherheit eine Falle für uns sein.

„Sie sehen überrascht aus, kennen Sie den Dämon?“

„Ja, wir sind ihm schon begegnet, er ist wirklich schlimm“, antwortete der Professor.

Pfarrer Samson bekreuzigte sich, dann sprach er weiter.

„Dann sind wir alle in Gefahr, Rufus wird Sie bestimmt töten wollen.“

„Es ist eine Falle für uns, aber ich glaube nicht, dass das Dorf in größerer Gefahr ist. Er hätte uns schon lange angreifen können, wenn er gewollt hätte. Wir sollen uns wahrscheinlich noch mehr um das Amulett bemühen, dann schlägt er sicherlich erst zu. Können Sie uns vielleicht noch mehr über das Amulett erzählen, Pfarrer Samson, wir wissen nur sehr wenig darüber?“

„Ja, ein wenig stand dazu in der Kirchenchronik. Es soll eine rote Farbe gehabt haben, als de Bois hier auftauchte, und für fast alle Dämonen war es eine tödliche Bedrohung. Ich glaube auch, dass der Hexenjäger damit die Hexen erkennen konnte, wie er es auch immer gemacht hat. De Bois soll im Kampf damit auch verschiedene Dämonen getötet haben. Leider kann ich Ihnen nicht mehr dazu sagen, eine Abbildung

gibt es ebenfalls nicht, dazu hatten die Menschen zu viel Angst vor dem Amulett.“

Eine Weile sagte keiner ein Wort, der Professor machte sich ebenso wie ich meine Gedanken über das Amulett. Ich nutzte die Pause, denn ich hatte auch noch eine Frage.

„Herr Pfarrer, ich wollte gerne etwas über die Hexen wissen, die hier aufgetaucht sind. Wissen Sie etwas mehr über sie?“

„Auf Anhieb nicht, so genau habe ich die Chroniken nicht studiert.“

„Kann es sein, dass eine den Namen Hyde trug?“

„Ja, das wäre durchaus möglich, ihr Name kam mir gleich so bekannt vor. Die Hexe, die als erste aufgetaucht war und vom Hexenjäger verbrannt werden sollte, hieß so. Ich meine sogar, Vanessa Hyde, aber ich bin mir nicht sicher. Ist diese Übereinstimmung der Namen ein Zufall?“

„Ich glaube nicht, wahrscheinlich bin ich mit dieser Vanessa verwandt. Ich würde gerne noch mehr über sie erfahren, ist das möglich?“

„Ja, natürlich, wir müssen nur einen Blick in die Kirchenchroniken werfen, dort steht bestimmt noch mehr darüber, was ich nicht mehr weiß. Die Bücher befinden sich im Keller, ich werde sie holen.“

„Sollen wir nicht besser mitkommen, es sind bestimmt viele Bücher, und sechs Augen sehen mehr als zwei.“

„Das stimmt, ich habe nichts dagegen. Folgen Sie mir bitte.“

Wir gingen hinter dem Mann der Kirche her, der uns schon einige wertvolle Informationen gegeben hatte. Doch das war alles nichts im Vergleich zu den Informationen, die ich jetzt noch bekommen konnte, wenn mir das Glück hold war. Denn jeder Hinweis auf die Geschichte meine Familie brachte mich weiter, half mir, mein eigenes Schicksal besser zu verstehen.

Wir mussten nicht weit gehen, nur bis zur Küche, hinter der Tür verbarg sich die Kellertür, die Pfarrer Samson nun für uns öffnete.

„Ich gehe besser voraus und leuchte Ihnen. Seien Sie bitte vorsichtig, die Stufen sind schmal.“

Die Warnung war hilfreich, denn die Stufen waren wirklich sehr knapp bemessen. Zum Glück hatten wir einigermaßen gutes Licht durch die Öllampe, die Pfarrer Samson hochhielt, so brauchten wir keine große Angst zu haben, die Treppe hinunter zu fallen.

„Wir müssen hier links in den Raum, dort sind die Chroniken.“

Er ging weiter voraus, wir folgten ihm. Die Tür knarrte ein wenig, aber das störte uns jetzt nicht sonderlich. Mich hatte eine gewisse Spannung gepackt, die ich schlecht beschreiben konnte. Auf jeden Fall war ich extrem wissbegierig.

Sehen konnten wir erst etwas, als der Pfarrer zur Seite getreten war und uns den Weg frei gab, so dass wir den Raum ebenfalls betreten konnten. Und dann lag das Regal mit den Büchern vor uns, es waren bestimmt mehr als 30, vielleicht auch 40 dicke Wälzer, die dort vor uns lagen, mit einer dünnen, antik zu nennenden Staubschicht

überzogen.

Ich war wie elektrisiert, die Spannung fraß mich förmlich auf. Der Anblick der Bücher wirkte auf mich wohl ungefähr so, wie der eines Weinkellers mit uralten und seltenen Weinen auf einen Weinkenner, der kurz davorstand, die edlen Tropfen zu probieren.

Und ich wollte jetzt auch probieren, wichtige Informationen über mich selbst gewinnen, denn ich stand nur noch einen kleinen Schritt davor. Doch leider kam es alles anders, aber das erzähle ich euch erst in der nächsten Geschichte.

E n d e des ersten Teils

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 27 - „Gefangen im Zombie-Sumpf“

Wir waren von Rufus in eine Falle gelockt worden, aber wir waren ihm fast gerne auf den Leim gegangen, schließlich hatte er einen guten Köder für uns ausgelegt.

Es ging um das Dämonius-Amulett, eine starke Waffe gegen alle Dämonen, außerdem stand ich kurz davor, wichtige Informationen über meine Familie und meine Ahnen zu bekommen.

Leider wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was uns noch alles erwarten würde, sonst wären wir vielleicht längst geflohen, denn der Kampf sollte mörderisch werden.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 21 – „Die Königin der Wölfe“ ↔
2. Siehe Clarissa Hyde Nr. 23 – „Kampf mit dem Spinnenmann“ ↔
3. Siehe Clarissa Hyde Nr. 24 – „Die Vampirfalle“ ↔
4. Siehe Clarissa Hyde Nr. 25 – „Kalis Wiedergeburt“ ↔

IMPRESSUM

Titel

Der Totenbeschwörer (Teil 1)

Serie

Clarissa Hyde Folge 26

Autor

Thorsten Roth, 2018